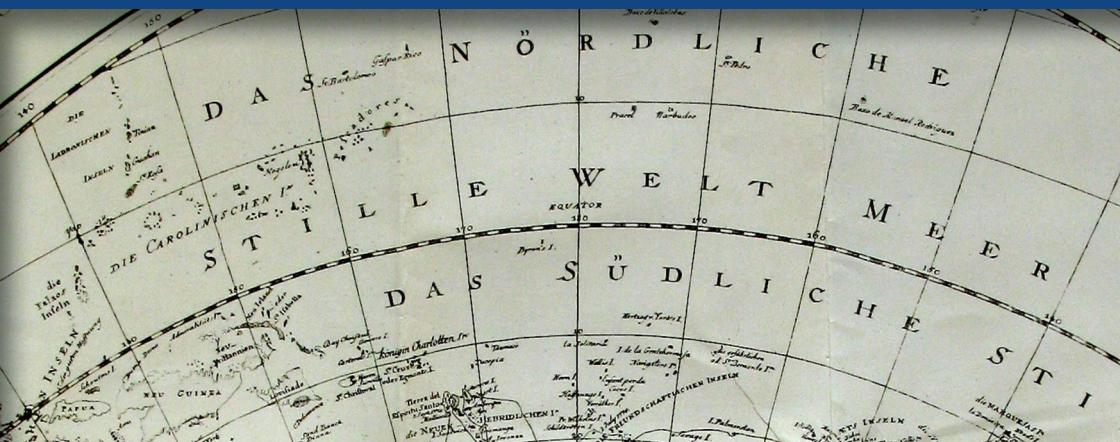


GEORG-FORSTER-STUDIEN XXI

Georg Forster: Postkolonialismus und Künste



Georg-Forster-Studien XXI

Georg-Forster-Studien

Herausgegeben im Auftrag
der Georg-Forster-Gesellschaft

von Stefan Greif und Michael Ewert
unter Mitarbeit von Anna-Carina Meywirth,
Katharina Zindel und Max Dorn

Band 21

ISSN 1439-9105

Georg Forster: Postkolonialismus und Künste

Herausgegeben von Stefan Greif und Michael Ewert
unter Mitarbeit von Anna-Carina Meywirth,
Katharina Zindel und Max Dorn

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Georg-Forster-Studien / hrsg. im Auftr. der Georg-Forster-Gesellschaft
von Stefan Greif und Michael Ewert. – Umschlaggestaltung von Anna-Carina
Meywirth. – Kassel: kassel university press.

Bd. 21. – (2018)
ISSN 1439-9105
ISBN 978-3-7376-0512-0 (print)
ISBN 978-3-7376-0513-7 (e-book)
DOI: <http://dx.medra.org/10.19211/KUP9783737605137>
URN: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0002-405130>

© 2018

kassel university press

Diagonale 10, 34127 Kassel
Druck: docupoint GmbH, Barleben

Inhalt

Stefan Greif

Vorwort	VII
---------------	-----

Georg Forster in postkolonialer Perspektive

Agatha Frischmuth

Geben, um zu nehmen. Die Gabe zwischen Humanismus und Kolonialismus in <i>Reise um die Welt</i>	3
--	---

Christine Eickenboom

Friedrich Gerstäcker und das koloniale Projekt: Zur Diskrepanz von Kritik und imperialem Gestus im Erwartungs- und Erfahrungshorizont	25
---	----

Frank Vorpahl

Ulu im Umu: Von Forsters <i>Brodbäum</i> zu <i>Global Breadfruit</i>	49
--	----

Heiko Ullrich

Der „Gesichtspunkt“ des Fremden? Die Kapkolonie in Forsters <i>Reise um die Welt</i> (1778/80) und Willebrands <i>Geschichte eines Hottentotten</i> (1773)	63
--	----

Joanna Raisbeck

„Und monarchie ist beßer als anarchie, und Aristokratie, und Kannaillearchie – den daß ists jezt“: Ein unbekannter Brief Therese Hubers und Georg Forsters an Georgine Heyne	91
--	----

Forster und Herder über die Künste

Rotraud Fischer

Die „täuschende Wahrheit der Kunst“ – Johann Gottfried Herder und Georg Forster im Kontext der Diskussion um das „Plastische Ideal“ 107

Rolf Selbmann

Annäherungen: Gotik als deutsche Baukunst bei Herder, Goethe und Forster 129

Rezensionen

Christine Eickenboom

Christiane Weller: *Das fremde Ich. Begegnungen im pazifisch-australischen Raum* 147

Heiko Ullrich

Julian Drews, Ottmar Ette, Tobias Kraft, Barbara Schneider-Kempf u. Jutta Weber (Hrsg.): *Forster – Humboldt – Chamisso. Weltreisende im Spannungsfeld der Kulturen* 153

Neue Literatur zu Georg Forster 159

Mitarbeiter/innen der Georg-Forster-Studien XXI 165

Siglenverzeichnis 169

Stefan Greif

Vorwort

Dass die Georg-Forster-Studien XXI mit einiger Verspätung und darüber hinaus als thematisch nicht einheitlicher Tagungsband erscheinen, verdankt sich zwei Überlegungen der Herausgeber: So fand die 2015 in Kassel organisierte Tagung *Georg Forster in postkolonialer Perspektive* in einem so unerwartet kleinen Rahmen statt, dass sich eine Publikation der fünf Vorträge aus Kostengründen verbot. Als sich dann die Kooperation der Georg-Forster-Gesellschaft mit der Internationalen Herder-Gesellschaft anbot und im Rahmen der Konferenz *Herder und die Künste* (Oktober 2016) drei unserer Mitglieder ihre Vorträge in der Sektion *Herder und Forster* vorgestellt hatten, reifte der Plan, die Ergebnisse der Forster-Tagung des Jahres 2015 und die ausgearbeiteten Aufsätze dieses gemeinsamen Kongresses in einem Band zu veröffentlichen und um Neuigkeiten aus der Forster-Forschung bzw. aktuelle Rezensionen zu ergänzen. Für die Leserinnen und Leser der Georg-Forster-Studien mag diese Entscheidung einen Bruch mit der gewohnten Konzeption der Forster-Tagungsbände darstellen, wird aber hoffentlich durch die Lektüre spannender und gerade mit Blick auf die Bandbreite der hier versammelten Beiträge kompensiert.

Georg Forster in postkolonialer Perspektive

Agatha Frischmuth

Geben, um zu nehmen. Die Gabe zwischen Humanismus und Kolonialismus in *Reise um die Welt*

I Pragmatische Gaben

Georg Forsters *Reise um die Welt* im Hinblick auf die Wichtigkeit der Gabe und des Schenkens zu lesen ist sinnfällig. Mit der Publikation des einflussreichen *Essai sur le don* von Marcel Mauss in den frühen 1920er Jahren ist klar geworden, dass Praktiken des Gebens seit langem außerordentliches ethnographisches Interesse hervorgerufen haben – und der Reiseliteratur Forster war selbst letztendlich nichts anderes als ein früher Vertreter dieses Fachs: „[B]oth ethnography and ethnology existed within the humanistic disciplines of early modern Europe in the primary forms of travel writing“.¹ Die Fokussierung des ethnographischen Blicks auf Gaben- und Tauschhandlungen ist sicher nicht willkürlich, sondern aufs Engste mit dem Eigeninteresse des Ethnographen verbunden. Dessen Plan und Aufgabe ist es, Einblick in die Lebensverhältnisse fremder Völker zu bekommen und diese zu dokumentieren, während auch er selbst *per definitionem* diesem Volk als Fremder gegenübertritt. Aus der Lektüre früher Reise- und Entdeckerliteratur bis ins 18. Jahrhundert weiß man, dass Begegnungs-Momente mit (dem) Fremden immer potentiell gefährlich sind und dass ihr Ausgang über die zukünftige Beziehung der Parteien entscheidet. In den meisten Fällen kommt bei dieser Begegnung die Gabe als Kontaktmedium ins Spiel, die in Abwesenheit einer gemeinsamen Sprache die Fremden einander annähert, indem sie ein materielles Band etabliert. In den Besitz eines fremden Dings zu gelangen, was aus freien Stücken gegeben wurde und keinen Schaden angerichtet hat, sollte den

¹ Rubiés 2002, 243.

Fremden zumindest graduell etwas weniger fremd, im besten Fall sogar freundlich erscheinen lassen. Geschenke können auf diese Weise als Symbole des Friedens und der Freundschaft funktionalisiert werden, wie es in der *Reise* häufig geschieht. So zum Beispiel bei den Annäherungsversuchen der Mannschaft an die scheuen Bewohner der Dusky Bay in Neuseeland: „Um uns ihr Vertrauen und Zuneigung zu erwerben, legten wir ihnen einige Schaumünzen, Spiegel, Glas-Corallen und andre Kleinigkeiten in das Canot und giengen, ohne weitern Aufenthalt, wieder zu unserm Boot [...]“ (AA II, 129). Der Anthropologe Marshall Sahlins bestätigt diese Wirkungsweise. Die Gabe, so Sahlins, sei eben „the primitive way of achieving the peace that in civil society is secured by the state“.² Dabei handelt es sich wohl um eine derart universell scheinende Tatsache – immerhin hatte schon Thomas Hobbes im 17. Jahrhundert daraus das vierte seiner Naturgesetze abgeleitet: „*That a man which receiveth Benefit from another of meer Grace, Endeavour that he which giveth it, have no reasonable cause to repent him of his good will*“.³ Auch Forster hält dies für eine Konstante des sozialen Friedens – „Gegenseitige Geschenke bestätigen gemeiniglich die neugeschloßne Freundschaft“ (AA II, 305) – und dokumentiert diese Friedensbekundungen in detaillierter Form. Insbesondere, wenn sie erfolgreich vonstattengehen, wie die erste Begegnung mit den eben erwähnten indigenen Neu-Seeländern:

[...] Capitain Cook [...] rief ihm freundlich zu und warf ihm sein und anderer Schnupftücher hin, die er jedoch nicht auflangen wollte. Der Capitain nahm also etliche Bogen weiß Papier in die Hand, stieg unbewaffnet auf dem Felsen aus und reichte dem Wilden das Papier zu. Der gute Kerl zitterte nunmehr sichtbarer Weise über und über, nahm aber endlich, wie wohl noch immer mit vielen deutlichen Merkmalen von Furcht, das Papier hin. Da er dem Capitain jetzt so nahe war, so ergrif ihn dieser bey der Hand und umarmete ihn, indem er des Wilden Nase mit der seinigen berührte, welches ihre Art ist sich unter einander zu begrüßen. Dieses Freundschaftszeichen benahm ihm mit einemmale alle Furcht [...]. (AA II, 133)

² Sahlins 1997, 84.

³ Hobbes 1959, 78 (Teil 1, Kapitel 15).

Obwohl die Überwindung der Angst letztlich durch eine Geste herbeigeführt wird, die beiden bekannt ist, so ist doch die körperliche Nähe, die dafür notwendig war, durch die Übergabe von Papier zustande gekommen. Ein Gegenstand, der, wahrscheinlich ebenso wie das vormals erwähnte Schnupftuch, dem Neu-Seeländer nicht nur unbekannt gewesen sein muss, sondern von heller, vielleicht weißer Farbe und so europäischen LeserInnen (nicht aber notwendig den Neu-Seeländern) als Zeichen des Friedens vertraut war. In dieser und anderen Beschreibungen etabliert Forster eine *pragmatische* Dimension der Gabe, die zudem den friedlichen Charakter der Expedition ausdrückt. Ihre Beschreibung in der *Reise* ist wichtig, aber nicht so zentral wie die *humanistische* Motivation des Gebens, die er ausführlich in der Vorrede expliziert. Für die Betrachtung von Forsters Bericht aus postkolonialer Perspektive sind die Äußerungen zu den humanistischen Gaben aus der Vorrede von ausgewiesener Relevanz, sodass sie im folgenden Abschnitt in Gänze zitiert werden. Dort berichtet Forster von dem Tahitier O-Mäï, der auf einer vorherigen Reise mit nach England gekommen war und nun zurückkehrte und dessen Interessen so wenig praktisch veranlagt seien, dass er seinem Volk nur Kuriositäten, jedoch keine nützlichen Gegenstände mitbringen würde – ein Mangel, der durch die Europäer selbst getilgt werden sollte:

Sein Vaterland wird von den Engländern keinen Bürger zurücknehmen, dessen erweiterte Kenntniß, oder mitgebrachte brauchbare Geschenke, ihn zum Wohlthäter, vielleicht zum Gesetzgeber seines Volkes machen könnten. In Ermangelung dessen können wir uns jedoch einigermaßen damit trösten, daß das Schiff, auf welchem er zurück geschickt worden, den harmlosen Tahitiern ein Geschenk von Hornvieh bringen soll. Diese guten Leute müssen ohnfehlbar durch die Einführung von Ochsen und Schafen auf ihrer fruchtbaren Insel, glücklicher werden ; ja durch viele auf einander folgende Umstände, kann dies Geschenk dereinst den Grund zu moralischen Verbesserungen geben. Aus diesem Gesichtspunkte ist unsre vorige Reise wichtig, und würde unsren Beschützern Ehre bringen, wenn sie auch kein anderes Verdienst hätte, denn daß wir Ziegen auf Tahiti, Hunde auf den freundschaftlichen Inseln und Neuen Hebriden, und Schweine auf Neu-Seeland und Neu-Caledonien zurückgelassen haben. Es wäre gewiß sehr zu wünschen, daß dergleichen Entdeckungs-Reisen, mit so wohlthätigen und wahrhaft nützlichen Absichten noch ferner fortgesetzt würden ; zumal da noch selbst in der Südsee viel zu thun ist : Allein

wer weiß, ob Neid und Eigennutz nicht durchdringen, und die großmütigen Unternehmungen eines Monarchen, der die Musen schützt, vereiteln werden. – Eine einzige Bemerkung, die von großem Nutzen für die Nachwelt ist ; nur *Ein* Vorfall, der unsre Mitmenschen in jenem entfernten Welttheil glücklich macht, vergilt warlich alle Mühseligkeiten der See-fahrt, und schenkt den großen Lohn, das Bewußtseyn guter und edler Handlungen ! (AA II, 16f.)

Die rahmende Textform der Vorrede enthält zumeist (oder behauptet dies zumindest), Schlüssel-Wissen für den Haupttext – und im Fall der *Reise* ist der ‚Zugang‘ zu den Hauptstücken ganz vom Medium der Gabe bestimmt.⁴ Das „Geschenk von Hornvieh“, welches im Weiteren stellvertretend für die Gabe im Allgemeinen stehen soll, bildet demnach die Linse, durch die die Reisebeschreibung betrachtet werden soll. Dem Glas dieser Linse, um bei dieser Metapher zu bleiben, ist die *Wohltätigkeit* und *Uneigennützigkeit* der europäischen Akteure präzise eingeschliffen worden. Forster, der sich der notwendigerweise subjektiven Färbung seiner Beschreibung sehr wohl bewusst war, hat dennoch immer wieder betont, eine Erzählung „der genauesten historischen Wahrheit gemäß“ (AA II, 10) bewerkstelligt zu haben. Es ist evident, dass es sich dabei nicht um universelle, sondern um epistemische Wahrheiten handelt, deren Bedeutung in ihrer Entstehungszeit mit der heutigen nicht deckungsgleich ist. Die von Forster angestrebte „vorurteilsfreie, undogmatische Herangehensweise“⁵ an die von ihm verfassten Reiseberichte ist so im Gegenteil beladen mit historisch bedingten Vorurteilen. Die umfangreiche Forster-Forschung hat bereits vielfach gezeigt, dass diese Texte zeit-spezifische geschichtsphilosophische, wissenschaftstheoretische und liberalökonomische Vorstellungen äußern. Diese artikulieren sich unter anderem im Gabendiskurs der *Reise*, der, so will ich im Folgenden zeigen, in einer postkolonialen Perspektive von dem Diktum der *wohltätigen Uneigennützigkeit* entkoppelt wird und stattdessen eine koloniale Bedeutungsebene entfaltet. Die Gabe, anders gesagt, ist nicht nur Zeichen eines – sicherlich von Forster genuin verfolgten – zeitgenössischen Humanismus, sondern bezeichnet gleichzeitig die koloniale Agenda Großbritanniens in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

⁴ Vgl. Wirth 2004, 607; vgl. Derrida 1994, 129.

⁵ Hentschel 1992, 577.

II ,Humanistische' Gaben als koloniale Strategie

In der Vorrede zur *Reise um die Welt* führt Forster an, dass die von ihnen besuchten Völker speziell durch das „Geschenk von Hornvieh“ Glück erlangen könnten und dass dadurch der „Grund zu moralischen Verbesserungen“ in der Zukunft gegeben sei. Die Grundlage für diesen Glauben bildet die kulturgeschichtliche Vorstellung (namentlich der Moderne), alle Völker würden sich in ähnlichen Bahnen, aber mit unterschiedlichen Geschwindigkeiten entwickeln. Hugh West spricht von der „standard eighteenth century reduction of the varieties of human culture to a single unified history of human development.“⁶ Forster folgt der – übrigens auch weitestgehend für den Orientalismus typischen – Meinung, die Kultur der ‚Wilden‘ sei ein Bild aus der Vergangenheit, auf das er aus der Zukunft zurückblickt; wiederum eine typisch moderne Konzeption. Er selbst, sowie im Prinzip die ganze Mannschaft, sind Zeitreisende, die dieser ‚langsameren‘ Kultur durch verschiedene Gaben die Werkzeuge an die Hand geben, um ihre ‚richtige‘ Entwicklung (im Sinne eines modern gedachten Fortschritts) zu garantieren. Die Annahme, die historische Position, aus der heraus er beobachten und sprechen kann, sei fortschrittlicher und damit auch besser, mündet logisch in dem Verantwortungsbewusstsein, anderen Völkern diesen Fortschritt ebenfalls zu ermöglichen. Die Vorrede äußert dieses Bewusstsein in der Aussage, es sei wünschenswert, diese ‚nützlichen Absichten‘ fortzuführen, da auch in der Südsee noch ‚viel zu thun‘ ist. Der Lohn für dieses ‚Thun‘, das wird mehrmals betont, ist rein wissenschaftlich und damit im Gegensatz zum ‚Hornvieh‘ rein ideell. In Anbetracht dieses Gegensatzes und der großen ‚Mühseligkeiten der Seefahrt‘ wird die Uneigennützigkeit des Gebens, ‚das Bewußtseyn guter und edler Handlungen‘, exponiert.

Diese Hervorhebung spiegelt eine zentrale Beobachtung Bronisław Malinowskis, dessen ethnographische Erkenntnisse über die melanesische Gaben-Zeremonie des *Kula* eine wichtige Grundlage für Mauss' *Essai* darstellen. Im *Kula* reisen Gruppen von Männern zu benachbarten Inseln und verschenken Halsketten und Armreifen (*vaygu'a*) an vorher bestimm-

⁶ West 1989, 151.

te Kula-Partner.⁷ Als Empfänger ist es unerlässlich, beim Vollzug der Übergabe *kein* Interesse an den *vaygu'a*-Schmuckstücken zu zeigen: „Gleichgültigkeit beim Geben und Nehmen ist die korrekte Haltung, die von den guten Sitten verlangt wird.“⁸ Und weiter: „In allen zeremoniellen Formen von Geben und Nehmen wird es für würdelos und gegen alle Etikette verstößend angesehen, wenn der Empfänger irgendein Interesse an der Gabe oder Ungeduld bei der Annahme zeigt.“⁹ In *Wirklichkeit* aber stehen weder der Gebende noch der Empfänger der Zeremonie tatsächlich gleichgültig gegenüber. Im Gegenteil: Die Gabe kann ihrem Besitzer mitunter beträchtliches Ansehen einbringen (denn jedes *vaygu'a* hat eine eigene Geschichte und ist umso begehrenswerter, desto älter, größer und berühmter es ist).¹⁰ Außerdem muss die Gabe zu einem späteren Zeitpunkt angemessen erwidert werden, da man sonst das vorher gewonnene Ansehen einzubüßen droht. Daraus ergibt sich die etwas kuriose Verflechtung, dass in Melanesien zwar *vaygu'a*-Reichtum das äußere Zeichen gesellschaftlicher Macht ist, aber Gier im Nehmen und Geiz im Geben diese Macht annullieren würden. Im *Kula* ist Machtgewinn nur durch Großzügigkeit möglich, auch wenn diese nur *scheinbar* ist. Mauss beschreibt diesen Widerspruch als Ausgangspunkt seines *Essai*. Die scheinheilige Geste, die die Übergabe begleitet, nennt er „Fiktion, Formalismus und soziale Lüge“, da es „im Grunde um Zwang und wirtschaftliche Interessen geht.“¹¹ Fiktion heißt: Wenn die Gabe nur der Auftakt zum Tausch, und damit ökonomisch wird, hat sie sich nicht *als solche* ereignet. Derrida zufolge ist diese Annullierung der Gabe Teil ihres paradoxen Schicksals. Die Gabe würde eigentlich immer in solch einen ökonomischen Kreislauf hinein kollabieren, da prinzipiell schon der Dank des Empfängers ausreichen würde, um die Gabe zu erwidern.¹² Doch der zentrale Aspekt dieser Annullierung ist die *Funktionalisierung* der Gabe – sobald man damit rechnet, was sie bewirken kann oder wird, ist sie Teil einer Ökonomie und damit eigennützig.

⁷ Vgl. Malinowski 2007, 115.

⁸ Ebd., 329.

⁹ Ebd., 331.

¹⁰ Vgl. ebd., 127.

¹¹ Mauss 1990, 18.

¹² Vgl. Derrida 1993, 40-45.

Diese ethnologischen und philosophischen Ausführungen beschreiben, wie Michel Serres zutreffend bemerkte,¹³ das Verhalten des Europäers ebenso wie das der Melanesen oder jedes anderen ‚Wilden‘. Bei der wissenschaftlich motivierten Reise fragt sich, ob nicht die betonte Uneignen-nützigkeit ebenfalls Teil einer Inszenierung ist, die das wirtschaftliche Interesse der *Reise* verstecken und so moralisches Kapitel absichern soll. Im Hinblick auf diese These ist es besonders erwähnenswert, dass der Topos des Gebens und Schenkens immer zentral im politischen Diskurs großer Kolonalmächte vertreten war, wie in der folgenden Rede Lord Curzons, dem Vizekönig von Indien, von 1905 deutlich wird:

[Der Zweck des Empires] besteht darin, für das Recht zu kämpfen, das Unfertige, Ungerechte oder Böse zu verabscheuen, [...] um zu fühlen, daß Sie irgendwo unter jenen Millionen ein bißchen Gerechtigkeit oder Glück oder Wohlstand hinterlassen haben, einen Sinn für Männlichkeit und moralische Würde, einen aufblühenden Patriotismus, eine Morgenröte intellektueller Aufklärung [...]. Das genügt. Darin besteht die Rechtfertigung des Engländer in Indien.¹⁴

Die Parallelen zwischen diesem Passus und der eingangs zitierten Vorrede Forsters sind bemerkenswert. Beide markieren „Glück“ und „moralische“ Verbesserungen/Würde als alleinstehende Ziele, wobei die Betonung Forsters – „Ein Vorfall“ – in der prägnanten Formel Curzons – „Das genügt.“ – wiederholt wird. Ganz abgesehen davon, dass Curzon vom „Unfertigen“ spricht und dabei die teleologische Kulturgeschichtsauffassung Forsters aufzugreifen scheint. Hierin steckt das übliche Argument, die koloniale Expansion habe den ‚Urvölkern‘ die ‚Zivilisation‘ geschenkt (die überhaupt nur vom Westen geschenkt werden kann), wofür es sich lediglich mit dem Wissen belohne, dass es so Glück spenden konnte. Immanuel Wallerstein bemerkte hierzu, dass „die gesellschaftliche Realität der tatsächlichen Geschehnisse weniger rühmlich [war] als das Bild, das uns die intellektuellen Rechtfertigungen geliefert haben.“¹⁵ „Wie stark auch immer diese Argumente als moralischer Ansporn auf jene gewirkt haben mögen, welche die Eroberungen durchführten,“ schreibt er weiter, „so ist

¹³ Zit. n. ebd., 149.

¹⁴ Zit. n. Wallerstein 2010, 21.

¹⁵ Ebd., 11.

doch klar, daß sie durch den unmittelbaren materiellen Nutzen, den die Eroberungen den Eroberern einbrachten, besonders an Gewicht gewonnen.“¹⁶ Mit dem Wissen um die umfangreiche Kolonialgeschichte Großbritanniens ist es naheliegend, die *Reise* als Teil dieser Geschichte zu betrachten, auch wenn Forster selbst Kolonialisierung nicht gebilligt hat (vgl. u.a. GFS XV, 109-119). Da der koloniale Diskurs seit langem durch die ‚Gabe der Zivilisation‘ legitimiert worden ist, weisen auch in der *Reise* vornehmlich die Erzählungen vom Schenken auf die koloniale Agenda Englands hin.

III Elemente des Eigennutzes

Für den Eigennutz der europäischen Gabe findet sich schon in der politischen und ökonomischen Situation Englands in den 1770ern ein schlagendes Argument. Gerade im 18. Jahrhundert sei die Beschreibung einer vermeintlich wissenschaftlichen Entdeckungsreise, so Mary Louise Pratt, ebenso Teil einer „territorial surveillance, appropriation of resources and administrative control“¹⁷ gewesen. In der Einleitung erwähnt Forster mehrmals das „feste Land im Süd-Meer“ (AA II, 25), das James Cook bei der ersten Weltumsegelung ‚entdeckt‘ hatte – spricht allerdings nicht davon, dass es dabei zur Aneignung gekommen wäre. Denn Cook nahm bereits 1770, auf der ersten Reise mit der *Endeavour*, große Territorien dieses „Süd-Meers“ für die britische Krone in Besitz: „As the emissary of King George III, Cook did not hesitate to claim the territory he charted and named as the property of the British Crown, including Tahiti, the north and south islands of New Zealand, and the land mass he called New South Wales [...].“¹⁸ Es ist naheliegend, dass sich der Wert der Reise nicht in der Verbreitung der europäischen Aufklärung erschöpfen konnte. Gerade in Anbetracht der amerikanischen Unabhängigkeitsbestrebungen (die in den frühen 1770er Jahren enorm zunahmen, um 1775 im Ausbruch des Revolutionskrieges zu gipfeln,) musste Großbritannien sich kolonial umorientieren und eine neue Quelle für die Aufrechterhaltung seines Reichtums gewinnen. Die Interessen der britischen Krone waren vielfältig.

¹⁶ Ebd., 15.

¹⁷ Pratt 1992, 39.

¹⁸ Brittan 2007, 72.

tig, beinhalteten aber vor allem a) die Aneignung von Land, das besiedelt werden konnte, b) die Gründung einer neuen Strafkolonie, nachdem das Verschiffen von Sträflingen nach Amerika durch die Unabhängigkeitsbestrebungen der Revolution unmöglich geworden war, und c) die Sicherstellung wertvoller regionaler Ressourcen wie Holz, Flachs und Walöl.¹⁹ So erklärt sich auch der von Forster nebenbei bemerkte Umstand, dieser „günstige [...] Himmelsstrich“ müsse ein „wichtiger Gegenstand der europäischen Politik seyn“ (AA II, 25). Ein weiterer, ökonomisch zwar zu vernachlässigender, aber symbolisch bedeutsamer Effekt der Reise war die Möglichkeit der Schaffung einer ‚Kuriositätsammlung‘: Die von den Einheimischen ertauschten Gegenstände (Handarbeiten, Waffen, Kleidung usw.) wurden in London gesammelt und der Öffentlichkeit museal zugänglich gemacht. Dadurch dienten sie den „Zwecken der ‚Bildungsmaschinerie‘ und „des Amusements“ (GFS XI 1, 319), die wiederum lokal (d.i. im heimischen Europa) finanziellen Gewinn erzeugt haben. Betrachtet man, ganz abgesehen von diesen konkreten ökonomischen Hintergründen, den historischen Kontext ebenso wie die textimmanente Konstruktion des Gabendiskurses der *Reise*, so fallen weiterhin zwei Elemente auf, die den Eigennutz der Gabe suggerieren und die im Folgenden aufgezeigt werden sollen: Einerseits die vielen *Zeichen der Aneignung*, die mit ihr einhergehen, und andererseits der explizite Plan, die indigenen Völker zu disziplinieren.

1) Zeichen der Aneignung

Der Kontext der Weltreise, in der Forsters Bericht verankert ist, ist nicht von kolonialen Interessen zu lösen, auch wenn es natürlich im Pazifik nicht zu der gleichen Kolonienbildung wie in Amerika gekommen ist. Forsters Bericht enthält keine ganz eindeutigen Zeichen einer Aneignung der besuchten Inseln nach englischem Recht. Patricia Seed zufolge sind die zwei wichtigsten Zeichen englischer Inbesitznahme fremder Länder im 16. und 17. Jahrhundert einerseits die Errichtung von Häusern und Zäunen („a fixed (not movable) dwelling place“), und andererseits landwirtschaftliche Tätigkeit („agricultural activity“), einschließlich dem Anlegen kleiner Gartenanlagen – und die zweite Reise Cooks entbehrt das eine

¹⁹ Vgl. ebd., 73.

wie das andere.²⁰ Doch folgt man der Argumentation Seeds, enthält u.a. das Geschenk der Nutztiere einen Verweis auf die koloniale Tradition der ‚agrikulturellen Aneignung‘. Sie schreibt:

In the course of exploring the South Pacific, Captain James Cook was ordered to take possession of islands he discovered. British Admiralty officials, however, seemed to have difficulty telling Cook just exactly what to do. On his first voyage they ordered him to take possession ,by setting up Proper Marks and Inscriptions, as first discoverors and possesors.' In 1772 they added that he was also ,to distribute among the Inhabitants, some of the Medals with which you have been furnished to remin [sic] as Traces of your having been there.' [...] And for Cook's final voyage on July 6, 1776, he was commanded also ,to distribute among the Inhabitants such *Things* as will remain as *Traces* and *Testimonies* of your having been there.' [...] While Cook undertook these actions, as requested, on his own initiative he also planted gardens and *released a pair of domestic animals on the islands that he had reached*. And it was subsequently *these actions* that Englishmen most frequently understood as *indications that Cook had established English dominion over much of the South Pacific.*²¹

Seed führt zuvor ausgehend vom Buch Genesis (1,28) aus, dass im frühneuzeitlichen England der Besitz von Land mit seiner Bestellung verknüpft war.²² Analog hierzu sollen die von Forster erwähnten Ochsen, Schafe, und Ziegen (s.o., AA II, 17) gerade durch ihren landwirtschaftlichen Nutzen glückbringend für die Inselbewohner sein. Diese Tiere verweisen, auch wenn sie nicht von den Europäern selbst genutzt werden sollen, auf eine dieser praktischen Ebene übergeordnete Aneignung. In Verbindung mit der Bepflanzung eines Gartens auf der dritten Reise, so Seed, sei Cooks Aufenthalt im Südpazifik als Inbesitznahme *verstanden* worden – auch wenn Forster dies nicht offiziell dokumentierte. Was er allerdings formuliert, ist die Hoffnung, dass die Vermehrung der mitgebrachten Tiere die besuchten Inseln auch zu „einem trefflichen Erforschungsplatz für künftige Seefahrer“ (AA III, 340) machen würde, nicht nur für die Bewohner derselben allein. Überspitzt gesagt bedeutet das „Geschenk von Hornvieh“ also eine recht müßige Form der ‚agrikulturel-

²⁰ Seed 1995, 18, 31. Zum Thema engl. Aneignungszeremonien vgl. 16-40.

²¹ Ebd., 35f.; Herv. d. Verf.

²² Vgl. ebd., 32f.

len Aneignung‘ – eine nämlich, die den Ertrag ernten will, ohne sich mit dem Bestellen abzumühen.

Der zweite Aspekt dieser Inbesitznahme stellt das Hinterlassen einer sichtbaren und dauerhaften *Spur* dar, die den Aufenthalt Cooks materiell bezeugen sollte – „to distribute among the Inhabitants such Things as will remain as Traces and Testimonies of your having been there“. Die Gegenstände, mit denen die Reisenden Handel treiben – Nägel, Beile, Tücher, Glasperlen (Corallen) – sind hierfür nicht geeignet, sodass man Cook zu diesem Zweck „etliche Hundert verguldete Schaumünzen [gab], mit dem Brustbilde des Königs, ausgeprägt, um zum Denkmal der Reise unter die Wilden vertheilt zu werden“ (AA II, 28). Diese Schaumünzen, wie bereits im ersten hier angeführten Zitat aus der *Reise* deutlich wird (s.o. AA II, 129), bestimmen zum Teil schon die Momente des ersten Kontakts, in dem die Gaben den Frieden herstellen sollen. Neben den Schaumünzen führt Cook außerdem Kupferplatten mit sich, auf denen die Erinnerung seines Besuchs schriftlich fixiert ist, und die er ausschließlich den Eingeborenenhäuptlingen zum Geschenke macht:

Des folgenden Morgens verfügten sich die Capitains, bey anbrechendem Tage, abermals nach Orih's Hause und gaben ihm die zinnerne Platte wieder, auf welcher die Anzeige von der ersten Entdeckung dieser Insel eingraben war; ferner stellten sie ihm noch eine kleine kupferne Platte zu, mit der Inschrift: *His Britannick Majesty's ships Resolution and Adventure. September. 1773.*¹ [¹d. i. Sr. Grosbritannischen Majestät Schiffe *Resolution* und *Adventure*. September 1773.] und schenkten ihm zugleich eine Anzahl Medaillen, mit dem Bedeuten, daß er alles dieses den Fremden vorzeigen mögte, die etwa nach uns hierher kommen dürften. (AA II, 314)

Der semiotische Unterschied zwischen den Schaumünzen und Kupferplatten ist markant: Erste repräsentieren die englische Krone ikonographisch, d.h. durch Ähnlichkeit (Brustbild des Königs), letzte repräsentieren sie durch Schrift (Gravur). Foucault zufolge bezeichnen diese beiden Repräsentationsmethoden zwei verschiedene Episteme, von denen die erste, dem klassischen Zeitalter zugehörend, die ältere ist, während die zweite, ihr nachfolgend, im 18. Jahrhundert beginnt und der Moderne angehört.²³ Passend zu Forsters Auffassung der kulturgeschichtlichen Differenz der

²³ Vgl. Foucault 1999, 83f.

Völker richtet sich die *ältere* Art der Repräsentation – die Schaumünzen – an die indigenen Völker (von ihnen gibt es „etliche Hundert“), die ‚fortgeschrittenere‘ Art der Repräsentation durch Schrift – die gravierte Kupferplatte – an andere Europäer (von ihnen gibt es wahrscheinlich nur wenige, da sie selten erwähnt werden).

Beide Arten des repräsentativen Geschenks sind, ebenso wie das „Hornvieh“, zukunftsorientiert, d.h. sie sollen später einmal einen sehr konkreten Zweck erfüllen, der allerdings keineswegs im Glück der Eingeborenen besteht, sondern mit der imperialen Funktionsweise Großbritanniens verschränkt ist. Diese Gaben können nur insoweit als uneigennützig verstanden werden, wie der Aspekt des sich entwickelnden kolonialen Reiches ausgeklammert wird. Tatsächlich sind sie aber Elemente einer kolonialen Ökonomie: Das Aussetzen von Schweinen, Ochsen, Schafen und Ziegen ist faktisch eine *Investition* seitens der Europäer, deren *Zinsen* als zukünftiger kolonialer Gewinn eingefahren werden soll. Diese Rechnung mit den Gaben der Europäer bedeutet, in Derridas Worten, „Antizipation“ und „Protention“ (im Verweis auf Husserls *Phänomenologie*), die „stets einen Prozeß in sich [schließen], der die Gabe zerstört“.²⁴ Die Kupferplatten dienen als Beweis der ‚ersten Entdeckung‘, die zwar nicht nach englischem, wohl aber nach portugiesischem Recht vormals die Inbesitznahme einer Landmasse legitimierte.²⁵ In Anbetracht der Streitigkeiten, zu denen es im 16. und 17. Jahrhundert zwischen den europäischen Königshäusern um die amerikanischen Kolonien häufig gekommen war, ist es nicht unwahrscheinlich, dass diese Zinn- und Kupferplatten die Aneignungs-Traditionen anderer Kolonialmächte aufgreifen, um die Eigentums-Verhältnisse des besuchten Landes *vor* einer möglichen Konfrontation klarzustellen.

Neben den Tieren auf der einen Seite und den geprägten Metallen auf der anderen gibt es noch eine dritte Gabe, die einen sprachlichen und kulturellen Assimilierungs- bzw. Aneignungsprozess bezeichnet, wie im folgenden Abschnitt über den zweiten Besuch in Tahiti zu erkennen ist:

Capitain Cook, mein Vater und einige Offiziere waren nach *O-Parre* gewesen, um *O-Tuh* zu besuchen. Bey dieser Gelegenheit hatte man sie an

²⁴ Derrida 1993, 25.

²⁵ Vgl. Buschmann 2007, 299; vgl. Seed 1995, 9.

einen Ort hingeführt, wo eben ein Krieges-Canot gebauet ward, welches der König *O-Tahiti* nennen wollte. Captain Cook aber, der dem Fahrzeuge lieber den Namen *Britannia* beyzulegen wünschte, schenkte dem Könige in dieser Absicht eine kleine englische Flagge, einen kleinen Anker und das dazugehörende Tau. Da nun Se. Majestät zu der Veränderung des Namens sogleich ihre Einwilligung gaben ; so ward die Flagge aufgesetzt und das Volk bezeugte nach Art unserer Matrosen, durch ein dreymaliges Freudengeschrey, sein Wohlgefallen darüber. (AA III, 71)

Auch hier wird deutlich, dass der Übergang des Eigenen ins Fremde – wie eingangs als friedensstiftende Funktion der Gabe beschrieben – nicht etwa, wie in der Vorrede angedeutet, eine Verbesserung der Lebensumstände der Anderen bewirken soll, sondern symbolisch die Präsenz und Dominanz der britischen Krone etabliert. Diese Geste evoziert einen bezeichnenden Abschnitt aus Kolumbus' Schiffstagebuch von 1492, in dem er beschreibt, der ‚König‘ der Insel Tortuga habe ihm nach der Übergabe vieler Geschenke (von Seiten Kolumbus) zu verstehen gegeben, dass „die ganze Insel“ zu seiner „Verfügung“ stünde, woraufhin Kolumbus ihm „einen Goldexzellenten, auf dem das Bildnis Eurer Hoheiten eingraviert ist“, und „die königliche Flagge“ zeigte.²⁶ Greenblatt schreibt hierzu, Kolumbus male sich „und seinen Lesern, allen voran dem König und der Königin von Spanien – eine Szene legitimer Aneignung aus“, die durch die „Übergabe von Geschenken und die Vorführung von Repräsentationen“ ermöglicht wird: „das in eine Goldmünze geprägte Bildnis des Königs, die königlichen Banner“.²⁷ Diese Idee der Aneignung geht nur auf, wenn man die Fiktion der Gabe auflöst und erkennt, dass es sich dabei um Tauschware handelt, mit der man sich ein wie auch immer geartetes Anrecht auf das Eigentum der Egeborenen ‚kauf‘ – was sich beispielsweise in dem Recht der Bootsbennung expliziert. Die symbolischen Gaben der *Reise* (wie die o.g. Schaumünzen sowie die Kupferplatten und die englische Flagge) sind nicht uneigennützig, sondern ökonomisch. Im Falle der Tiere und Kupferplatten fungieren sie als Anlagen für die Zukunft, wohingegen Anker und Flagge – obwohl sie wahrscheinlich Ausdruck einer ähnlichen Strategie sind – zur Bestechung verschenkt werden. Das Ziel der Bestechung,

²⁶ Columbus 1980, 98.

²⁷ Greenblatt 1994, 27.

oder Disziplinierung, ist so auch im restlichen Gabendiskurs der *Reise* klar geschildert.

2) Disziplinierung

In der *Reise um die Welt* werden der lebensnotwendige Tauschhandel und die großzügige Gabe als separate, parallele Phänomene behandelt, die aber durchaus zur gleichen Zeit auftreten. Immer wieder berichtet Forster von solchen Zusammenfällen, zum Beispiel: „Wir kauften ihnen Fische ab und machten ihnen auch einige Geschenke.“ (AA II, 181) Auch wenn diese Prozesse konzeptuell genau voneinander unterschieden sind, so ist ihr gemeinsames Auftreten kein Zufall. Vielmehr stellen diese Geschenke Belohnungen für den korrekten, gerechten Ablauf des Tauschgeschäfts dar, wie sich auch bei einer Auseinandersetzung mit den Einheimischen auf den Neuen Hebriden abzeichnet. Da der Tausch mit den Einheimischen dort durch Diebstahl und Gewalt gestört wird, kommt die Gabe zum Einsatz, um das Verhalten der Anderen exemplarisch zu kultivieren:

Ein paar Minuten nachher kam ein kleiner alter Mann, mit einem Canot voll Zuckerrohr, Cocosnüssen und Yamwurzeln, ganz allein an das Schiff. Schon gestern Nachmittag hatte er sich Mühe gegeben, zwischen uns und den seinigen, Frieden zu erhalten, und seine freundliche, treuherzige Miene ließ uns hoffen, daß er auch jetzt wieder in einer so loblichen Absicht kommen müsse. In dieser Überzeugung schenkte ihm Capitain Cook einen vollständigen Anzug vom besten rothen Tahitischen Zeuge, worüber der Alte ungemein vergnügt zu seyn schien. Gleich seinen übrigen Landsleuten, die niemals ohne Waffen gehen, hatte auch dieser zwei große Keulen bey sich. Capitain Cook, der sich in einem unsrer Boote befand, ergriff diese Keulen, warf sie in die See, und gab dem Alten zu verstehen, daß alle Insulaner ihre Waffen von sich legen sollten. Mit diesem Anbringen ruderte der ehrliche Greiß, ohne sich über den Verlust seiner Keulen zu beklagen, ans Ufer zurück [...]. (AA III, 210)

Die hier beschriebene *Übergabe* ist, wie viele andere in der *Reise*, statt das Versprechen der Uneigennützigkeit zu erfüllen, nicht nur einfach, sondern sogar doppelt motiviert. Zum einen wird der Mann für seinen Willen, zu handeln, belohnt. Zum anderen scheint sich Cook durch dieses Geschenk das Recht zu ‚erkaufen‘, den Mann im Gegenzug seiner Waffen zu entledigen, um eine Aufforderung für friedliches Verhalten inszenato-

risch zu realisieren. Dabei handelt es sich um einen Eingriff in das Eigentum dieses Mannes, den die Reisenden selbst sicher nicht dulden würden, entstammen sie doch „einer Gesellschaft, innerhalb der Eigentumsrechte zunächst als sakrosankt galten.“ (GFS XI 1, 307) Das Ziel dieser durch die Gabe legitimierten Transgression ist auch die Konditionierung ihres Tauschverhaltens, was für Forster aus der Perspektive der Kulturentwicklung von großem Wert ist. Im Handel „ehrlich zu Werke“ (AA II, 304) zu gehen ist für Forster von besonderer Bedeutung, nicht nur für den Überlebenskampf der Crew, sondern auch als Voraussetzung für den zivilisatorischen Aufstieg der ‚Wilden‘ (GFS XI 1, 161). Nachweislich beeinflusst von den Theorien Adam Smiths und John Lockes vertritt er die Auffassung, Handel führe zu einer allgemeinen Verbesserung der Lebensbedingungen und sei damit ein glückbringendes Unterfangen. Die Neigung zum Handel bei ‚Wilden‘ verdient demnach *Wert*-, ihre Abwesenheit aber Abschätzung. So schreibt Forster beispielsweise über die Menschen auf Oster-Eyland: „Ihr Mangel an Kleidung und ihre Begierde nach unsren Waaren, ohne daß sie uns dafür wieder etwas angeboten hätten, waren zusammengenommen, hinreichende Merkmale ihrer Armseligkeit“ (AA II, 439).

In der *Reise* verschränken sich so zwei verschiedene Wertschätzungen der Handelsfähigkeit – einmal Forsters Ideologie, die darin einen höheren Entwicklungsstand der Insulaner erkennt, und andererseits die Erfolgswahrscheinlichkeit der Interaktion zwischen Eingeborenen und Reisenden. Letztere profitieren davon nicht nur durch die Sicherung ihrer Nahrungsversorgung, sondern ebenfalls durch den Aufbau langanhaltender ökonomischer Strukturen, die beim nächsten Besuch der Europäer nicht erst von neuem ‚kultiviert‘ werden müssen.

Die Gaben der Europäer sind also an bestimmte Handlungserwartungen geknüpft: Die Eingeborenen sollen ehrlich tauschen und friedlich sein, aber sie sollen auch selbst schenken. So „belohnen“ Forster und andere einen Mann, der sich so „uneigennützig und wahrhaft gastfrey“ wie kein anderer gezeigt hatte, indem sie ihm „das beste“ schenkten, was sie bei sich hatten (AA II, 236f.). Allerdings manifestiert sich im Text der *Reise* auch ein Zweifel daran, dass die Anderen (‚Wilden‘) tatsächlich eine angemessene ‚Gegen-Gabe‘ machen können. Es ist eine Ironie dieser Gaben-Strategie, dass Forster, bei all seiner Betonung der Uneigennützigkeit des

Reiseunternehmens, noch die *Einseitigkeit* der Gaben-Transaktionen unterstreicht und dies als moralische Überlegenheit der Europäer stilisiert. Während des zweiten Tahiti-Aufenthalts kommt diese Auffassung in besonders brisanter Form zum Ausdruck, indem sie nämlich dem tahitischen König (?) *Tohah* in den Mund gelegt wird:

Am folgenden Morgen ward ein *Tahitier*, der bey den Zelten ein Wasserfaß stehlen wollen, ertapt und gefangen gesetzt. *O-Tuh* und *Tohah* die etwas früh an Bord kamen, und hörten, was vorgegangen war, begleiteten den Capitain *Cook* ans Land, um die Bestrafung des Diebes mit anzusehn. Er ward an einen Pfahl gebunden und bekam mit ihrer Genehmigung vier und zwanzig tüchtige Hiebe. Diese Execution jagte den häufig dabey versammelten Indianern ein solches Schrecken ein, daß sie anfiengen davon zu laufen. *Tohah* aber rief sie zurück und zeigte ihnen in einer Anrede, die 4 bis 5 Minuten dauerte, daß unsere Bestrafung des Diebstahls billig und nothwendig sey. Er stellte ihnen vor, daß wir bey aller unsrer Macht weder stöhlen, noch Gewalt brauchten ; daß wir vielmehr alles und jedes ehrlich bezahlten und oft Geschenke machten, wo wir nichts dagegen erwartet dürften ; daß wir uns endlich überall als ihre besten Freunde bezeugt hätten, und Freunde zu bestehlen sey schändlich und verdiene gestraft zu werden. (AA III, 63)

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass diese Rede Tohas fingiert wurde, da mehrere Umstände darauf hin deuten, dass hier mehr Forsters Position als die des Tahitiens zum Ausdruck kommt. Eva-Maria Siegel weist auf zwei wesentliche Punkte hin: Zum ersten seien europäische Begrifflichkeiten wie Eigentum und Diebstahl nicht in gleicher Ausprägung bei nicht-europäischen Gesellschaften vorauszusetzen. Tony Horwitz' Cook-Studie *Blue Latitudes* aufgreifend führt sie aus: die „tahitinische [sic] Sprache nämlich macht kaum einen Unterschied zwischen „geben“ und „leihen“. So spiegelt das Wort *heroa* differente Vorstellungen von Eigentum, denn es bedeutet soviel wie „Vielleicht gebe ich es dir zurück, vielleicht auch nicht.“ (GFS XI 1, 307) Man kann nicht ausschließen, dass der tahitianische Redner *Tohah*, wiewohl die Eigentumsvorstellungen seiner Kultur von denen der Reisenden sich unterschieden haben mögen, die europäische Auffassung verstanden, akzeptiert und an seine Mitmenschen kommuniziert hat. Doch es bleibt zu bezweifeln, ob Forsters sprachliche Kompetenzen zum Erkennen dieses vermeintlichen Verständnisses ausge-

reicht haben, wie Siegel zweitens anführt. Sie zitiert hierzu eine schlagende Stelle aus Forsters *Cook, der Entdecker*, in der es heißt: „[W]enigstens sind alle Nachrichten, die man aus dem Munde der Eingebohrnen erfährt, bey der Unvollkommenheit unserer Sprachkenntniß, mehr oder weniger schwankend und unzuverlässig“ (AA V, 259). Neben diesem Eingeständnis, aus der die Möglichkeit zu lesen ist, dass Forster den Inhalt von Tohas Rede mit seinen eigenen Gedanken supplementiert haben könnte, scheint die folgende Stelle von noch größerer Bedeutung zu sein:

Der Europäer, dem seine Waffen eine entschiedene Überlegenheit geben, kann überdies nicht eigentlich von dem Schwächern beleidigt werden, dessen Unwissenheit er schonen, und dessen Tapferkeit er ehren muß. *Cook* vermied daher sorgfältig jede Gelegenheit zum Streite, und suchte das Vertrauen der Eingebohrnen zu rechter Zeit durch Geschenke und Freundschaftsbezeugungen zu gewinnen. Von einer andern Seite hingegen litt er es nie, daß man ihm und seinen Leuten ungestraft die allgemein erkannten, und selbst dem Wilden heiligen, Rechte des Eigenthums gewaltthätig kränkte. (Ebd., 261)

Die Charakterisierung Cooks, als Stellvertreter für den Europäer im Allgemeinen, in ihren drei Hauptelementen – 1. seine Überlegenheit, 2. seine im Geben und Schenken sich äußernde Güte und 3. die Bereitschaft zum Strafen von Missachtungen vermeintlich universaler Eigentumsverhältnisse – ist der Rede Tohas so ähnlich, dass man es für ein Echo Forsters (europäischer) Gedanken halten kann. Man sieht in dieser Ähnlichkeit schnell das Greenblatt'sche Diktum bestätigt, dass in europäischen Repräsentationen der „Neuen Welt“ auch viel über die europäische „Repräsentationspraxis“ ausgesagt ist,²⁸ der in diesem Fall das Begehrn inhärent ist, den ‚Fremden‘ das gleiche Maß an Vernunft, doch die Unterlegenheit ihrer Kulturgüter (Waffen etc.) zuzusprechen.

IV Das Verhältnis von Humanismus und Kolonialismus

Es bleibt von großer Wichtigkeit, zu betonen, dass der Topos des Humanismus in der *Reise um die Welt*, und im Allgemeinen, nicht generell als Maske für einen egoistischen Kolonialismus fungiert. Der Reisebericht

²⁸ Greenblatt 1994, 18.

fokussiert auf die wissenschaftliche und humanistische Motivation des Gebens, nicht nur weil sie dem Forschungszweck der Reise angemessen ist, sondern auch weil Georg Forster ein genuines Interesse am Wohl fremder Völker hatte. Obwohl der Zweck der Reise „selbst in einem weltumspannenden Prozess der Erkundungen für koloniale Bestreben eingebettet war“ (GFS XV, 119), lehnte Forster die Machtausübung über die sogenannten ‚Wilden‘ ab. Das „monokausale Erklärungs- und Entwicklungsmodell europäischer Expansionsbestrebungen“ (ebd., 110), so argumentiert Siegel, spräche nicht aus Forsters Schriften. Das ambivalente Verhältnis, was er zum Eingreifen der ‚Zivilisierten‘ in die ‚rückständigen‘ Völker entwickelt hat (vgl. AA II, 187f.), ist hinreichend bekannt. Die koloniale Komponente des Textes, und des Gabendiskurses im Speziellen, ist lediglich impliziert. Weder die Aneignung noch die Disziplinierung werden als solche je ausbuchstabiert, sondern im Rahmen freundlicher Gesten der Europäer und vernünftiger Einsicht der Einheimischen angedeutet. Aus postkolonialer Perspektive kann ein aufmerksamer Leser aber nicht umhin, mit diesen implizierten Prozessen (Aneignung und Disziplinierung) den Gewinn zu verknüpfen, den die Reisenden als Vertreter Großbritanniens in der Geltendmachung ihrer Identität, Kultur, ökonomischer Handlungsweisen und zukünftiger kolonialer Vorrangstellung erzielt haben. Der anhaltende Verweis auf ihre uneigennützige Großzügigkeit kann und soll unbedingt als Erinnerung an humanistische Ideale gelesen werden, doch diese Ideale unhinterfragt zu lassen wäre wissenschaftlich ebenso verantwortungslos wie ihre kategorische Dekonstruktion. Wie die hier entwickelte Analyse gezeigt hat, ist es nur sinnvoll, die Phänomene Humanismus und Kolonialismus als parallele und manchmal überlappende Diskurse zu betrachten, die nicht getrennt voneinander, sondern in gegenseitiger Verschränkung funktionieren. Die humanistische *grand narrative* des Gebens hat eben seit langem, wissentlich oder unwissentlich, gute Dienste für die Verschleierung kolonialer Ausbeutung geleistet. Die dadurch perpetuierte, paradoxe Herabsetzung der indigenen Völker ist besonders in dem zuletzt erwähnten Abschnitt erkennbar, in dem Forster Zweifel an der ‚Gaben-Fähigkeit‘ der Eingeborenen äußert. Diesem Zweifel ist der Glaube an eine absolute europäische Überlegenheit eingeschrieben, wie Ulla Haselstein überzeugend dargelegt hat:

Wenn in der Folge der Tausch seitens der Europäer um eine Gabe bereichert wurde: Glasperlen und *Zivilisation* gegen Gold und Land und Arbeit, dann sollte diese Bilanzierung eine Äquivalenz der Terme herstellen, stieß aber wegen des innerhalb dieser Gleichung zugleich vorausgesetzten Mangels einer äquivalenten Gegengabe für die Gabe der Zivilisation die andere Seite in ein permanentes und eben nicht nur symbolisches Schuldverhältnis.

Wenn die literarischen Texte der Kolonialmächte solche Tauschverhältnisse repräsentieren, artikulieren sie die kulturelle Hegemonie Europas, bestätigen die Unmöglichkeit und die Illegitimität einer Gegengabe der ‚Wilden‘ [...].²⁹

Diese Erniedrigung nicht-europäischer Gesellschaften hat im Diskurs des Humanismus – dessen heutiges Äquivalent wohl das Anliegen universeller Menschenrechte ist – ihre Berechtigung gesucht und gefunden. Die Tatsache, dass Forster die Feststellung dieses ‚Mangels‘ nicht selbst übernommen, sondern einem Eingeborenen zugeschrieben hat, ist vielsagend. Diese Transposition ist vielleicht Zeichen einer ambivalenten Haltung gegenüber der Idee einer europäischen Überlegenheit – als wäre diese gewaltige Anmaßung abgeschwächt, wenn sie von dem Anderen als Realität anerkannt und beschrieben wird. Mary Louise Pratt hat diese Ambivalenz, die in der Überschneidung von kolonialen und humanistischen Interessen angelegt ist, als eine Art Verklärung beschrieben, die entlastend wirken kann:

In the literature of the imperial frontier, the conspicuous innocence of the naturalist, I would suggest, acquires meaning in relation to an assumed guilt of conquest, a guilt the naturalist figure eternally tries to escape, and eternally invokes, if only to distance himself from it once again. [...] the discourse of travel that natural history produces, and is produced by, turns on a great longing: for a way of taking possession without subjugation and violence.³⁰

Forster ist, so scheint es, ein eben solcher ‚unschuldiger Naturalist‘, dessen Reisebeschreibung einerseits den Kolonialismus Großbritanniens nicht kritisieren oder gar negieren kann (das hieße nämlich, sich selbst zu inkriminieren), andererseits nicht dazu in der Lage ist, den Egoismus und

²⁹ Haselstein 1993, 157.

³⁰ Pratt 1992, 57.

Schaden der Unternehmung affirmativ zu benennen. Pratt hält diese Überlappung gegenteiliger Positionen für ein häufiges Phänomen der Reiseliteratur des 18. Jahrhunderts, für das sie den Begriff „anti-conquest“ geprägt hat. Dieser beschreibt die doppeldeutigen „strategies of representation whereby European bourgeois subjects seek to secure their innocence in the same moment as they assert European hegemony.“³¹ Es gibt Momente in der *Reise*, in denen Forster diese moralische Zweispältigkeit reflektiert – „ich bin der Meinung,“ schreibt er „daß gerade diejenigen Völkerschaften am besten weggekommen sind, die sich immer von uns entfernt gehalten [haben]“ (AA II, 187) –, doch viele andere, speziell in der Erzählung über Geschenke und Gaben, entwickeln diesen Reflektionsgrad nicht, konnten ihn vielleicht nicht entwickeln. Dafür sind nun die Literaturwissenschaften da, die selbst eine ambivalente Haltung einnehmen, die ihnen jedoch nicht unangenehm ist: Sie können Georg Forster ebenso schätzen wie problematisieren, ohne dass eine Seite überwiegen muss.

Literaturverzeichnis

- Brittan, Alice: „Australasia“, in: *The Routledge Companion to Postcolonial Studies*, hrsg. v. John McLeod, London u. New York 2007, 72–82.
- Buschmann, Rainer F.: „Oceanic Carvings and Germanic Cravings: German Ethnographic Frontiers and Imperial Visions in the Pacific, 1870–1914“, in: *The Journal of Pacific History* 42,3 (2007), 299–315.
- Columbus, Christoph: *Schiffstagebuch*, übers. v. Roland Erb, Leipzig 1980.
- Derrida, Jacques: *Gestade*, übers. v. Monika Buchgeister, Hans-Walter Schmidt u. Friedrich A. Kittler, hrsg. v. Peter Engelmann, Wien 1994.
- Derrida, Jacques: *Falschgeld. Zeit geben I*, übers. v. Andreas Knop u. Michael Wetzel, München 1993.

³¹ Pratt 1992, 7.

Foucault, Michel: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*, übers. v. Ulrich Köppen, Frankfurt am Main 1999.

Greenblatt, Stephen: *Wunderbare Besitztümer. Die Erfindung des Fremden: Reisende und Entdecker*, übers. v. Robin Cackett, Berlin 1994.

Haselstein, Ulla: „Die Gabe der Wilden. Mary Rowlandsons ‚Captivity Narrative‘“, in: *Ethik der Gabe. Denken nach Jacques Derrida*, hrsg. v. Michael Wetzel u. Jean-Michel Rabaté, Berlin 1993, 157-172.

Hentschel, Uwe: „Von der ‚ästhetischen Vollkommenheit wissenschaftlicher Werke‘. Theorie und Praxis der Reisebeschreibung bei Georg Forster“, in: *Zeitschrift für Germanistik* 2,3 (1992), 569-585.

Hobbes, Thomas: *Leviathan*, London 1959.

Malinowski, Bronisław: *Argonauten des westlichen Pazifik*, übers. v. Heinrich Ludwig Herdt, Frankfurt am Main 2007.

Mauss, Marcel: *Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften*, übers. v. Eva Moldenhauer, Frankfurt am Main 1990.

Pratt, Mary Louise: *Imperial Eyes. Travel Writing and Transculturation*, London u. New York 1992.

Rubiés, Joan Pau: „Travel writing and ethnography“, in: *The Cambridge Companion to Travel Writing*, hrsg. v. Peter Hulme u. Tim Youngs, Cambridge 2002, 242-260.

Sahlins, Marshall: „The Spirit of the Gift“, in: *The Logic of the Gift*, hrsg. v. Alan D. Schrift, London u. New York 1997, 70-99.

Seed, Patricia: *Ceremonies of Possession in Europe's Conquest of the New World, 1492-1640*, Cambridge 1995.

Siegel, Eva-Maria: „Tauschverhältnisse. Gabe, Diebstahl, und Besitz um 1800 am Beispiel von Georg Forsters *Reise um die Welt*“, in: GFS XI 1, Kassel 2006, 301-321.

Siegel, Eva-Maria: „Keine Revolution ohne Weltreise? Zur Konvergenz von Prä- und Postkolonialismus am Beispiel Georg Forsters“, in: GFS XV, Kassel 2010, 105-122.

Stummann-Bowert, Ruth: „Zivilisationsprozesse und Welthandel bei Georg Forster“, in: GFS XI 1, Kassel 2006, 147-175.

Wallerstein, Immanuel: *Die Barbarei der anderen. Europäischer Universalismus*, übers. v. Jürgen Pelzer, Berlin 2010.

West, Hugh: „The Limits of Enlightenment Anthropology: Georg Forster and the Tahitians“, in: *History of European Ideas* 10, 2 (1989), 147-160.

Wirth, Uwe: „Das Vorwort als performative, paratextuelle und parergonale Rahmung“, in: *Rhetorik. Figuration und Performanz*, hrsg. v. Jürgen Fohrmann, Stuttgart 2004, 603-628.

Friedrich Gerstäcker und das koloniale Projekt: Zur Diskrepanz von Kritik und imperialem Gestus im Erwartungs- und Erfahrungshorizont

Friedrich Gerstäcker ist auf Grund seiner regen Reisetätigkeit und seiner darauf basierenden, ebenso regen schriftstellerischen Arbeit in den letzten Jahren zunehmend in den Blick der Beschäftigung mit Fragen der postkolonialen Literaturwissenschaft geraten. Der „Ruhelose [...]“¹, der über mehr als zwei Jahrzehnte hinweg immer wieder aufgebrochen ist, um die Welt zu erleben,² verfasste sowohl unmittelbare Beschreibungen seiner Reisen wie auch eine Vielzahl von Abenteuerromanen, die in Bezug zu diesen Reisen stehen. Als Auslöser für seine Reiselust hat Gerstäcker selbst die Lektüre von Daniel Defoes *Robinson Crusoe* angegeben.³ Der so geweckte Wunsch nach dem Leben auf einer unbewohnten Insel⁴ dürfte durch weitere Quellen verstärkt worden sein: Im Jahr 1847 übersetzte er Hermann Melvilles Werk *Omoo* aus dem Englischen ins Deutsche.⁵ Des-

¹ Gerstäcker 1870, 244; vgl. auch den Untertitel der Biographie von Ostwald (Ostwald 2007).

² Zu biographischen Details vgl. Ostwald 2007.

³ Vgl. Gerstäcker 1870, 244: „Was mich so in die Welt hinausgetrieben? – Will ich aufrichtig sein, so war der, der den ersten Anstoß dazu gab, ein alter Bekannter von uns Allen, und zwar Niemand anders als Robinson Crusoe. Mit meinem achten Jahr schon faßte ich den Entschluß, ebenfalls eine unbewohnte Insel aufzusuchen, [...]“

⁴ Vgl. ebd.

⁵ Melville 1847 (das englische Original wurde ebenfalls 1847 erstveröffentlicht). Melville und Daniel Defoes Roman *The Life and Strange Surprising Adventures of Robinson Crusoe, of York, Mariner: Who lived Eight and Twenty Years, all alone in an un-inhabited Island on the Coast of America, near the Mouth of the Great River of Oroonoque; Having been cast on Shore by Shipwreck, wherein all the Men perished but himself. With An Account how he was at last as strangely deliver'd by PYRATES. Written by Himself* (zuerst erschienen 1719) werden mehrfach im Reisebericht erwähnt. Als weitere Quelle nennt er die *Polynesian Rese-*

sen vorhergehender Roman *Narrative of a four month's residence among the natives of a valley of the Marquesas Islands; or, a peep at Polynesian life* aus dem Jahr 1846 war Gerstäcker mit Sicherheit ebenfalls bekannt, und ebenso Georg Forsters 1778–1780 erschienenes Werk *Reise um die Welt*,⁶ das „eine Art Tahitifieber“⁷ ausgelöst hatte. Betrachtet man die Texte Friedrich Gerstäckers, wird offensichtlich, dass auch er diesem ‚Tahitifieber‘ erlegen war. Entsprechend hat er seine Gefühle beim Betreten der Insel Maiao beschrieben:

[...] und ich hatte endlich wirklich das Land betreten, das, seit ich als Kind den Robinson Crusoe – nicht gelesen, nein förmlich verschlungen, einen so unendlichen Zauber für mich gehabt, daß ich die Sehnsucht hierher wohl für Zeiten unterdrücken, nie aber ganz und gar bezwingen konnte.⁸

Wie Georg Forster tradierte er den Mythos der Südsee gleichsam als Wunsch nach einem idealen Ort, wie Forster nutzte aber auch er die vorgefundenen Verhältnisse zu Kritik sowohl an Europa als auch an der Südsee selbst.⁹ Beide formulierten in ihrem Reisebericht den zwingenden Untergang der polynesischen Lebensverhältnisse durch den Kontakt mit der europäischen Zivilisation.¹⁰ In der Forschung zur Südseeliteratur wird Gerstäcker entsprechend in der Nachfolge Forsters genannt.¹¹ Anselm Maler spricht bei Forster vom „Korrektiv nüchterner Beobachtung“,¹² bei Gerstäcker von dessen „Südseerealismus“,¹³ und Gabriele Dürbeck sieht durch Gerstäckers Tahiti-Roman den Südsee-Mythos zumindest „ins Wanken“¹⁴ gebracht.

arches von William Ellis, zuerst erschienen 1829, in denen er sich offenbar über die Bewohner der Südseeinseln informiert hat, vgl. Gerstäcker 1853, 377.

⁶ Zunächst 1777 in englischer Sprache unter dem Titel *A voyage round the world* erschienen.

⁷ Maler 1988, 87.

⁸ Gerstäcker 1853, 159; vgl. hierzu auch Ostwald 2007, 149, 153.

⁹ Zur Darstellung bei Forster vgl. Japp 1976, 40-43; Gerstäckers Kritik an der Südsee findet sich nicht im Roman (vgl. Dürbeck 2007, 290, 305), aber, wie gezeigt werden soll, in seinem Reisebericht.

¹⁰ Vgl. AA II, 254; Gerstäcker 1853, 362, 473.

¹¹ Vgl. Löhner 1940, 101-102; Maler 1988, 83-96, 87-90.

¹² Ebd., 83; vgl. auch Maler 1984, 84.

¹³ Ebd., 87.

¹⁴ Dürbeck 2007, 307.

Friedrich Gerstäcker besuchte die Sandwich- und die Gesellschaftsinseln während seiner von 1849 bis 1852 andauernden Weltreise. Im Jahr nach seiner Rückkehr veröffentlichte er über seine Erlebnisse einen fünfbandigen Reisebericht, von dem Band 3 den Aufenthalt in der Südsee behandelt.¹⁵ Darüber hinaus bildet das Leben in der Südsee den Gegenstand mehrerer Romane und Erzählungen.¹⁶ Mit diesen Texten scheint er einen Nerv zu treffen: Der Reisebericht wurde in vier Auflagen veröffentlicht, der Roman *Tahiti* in den Jahren 1854 – 1924 sogar elf Mal aufgelegt. Weitere Auflagen erschienen in den Jahren 1977, 1987 und 1989.¹⁷ Dieser Roman wurde bisher in der Forschung verstärkt Gegenstand von Untersuchungen zum deutschen Südseebild,¹⁸ Gerstäckers Reisebericht dagegen blieb bisher weitgehend unbeachtet.¹⁹ Im vorliegenden Beitrag wird Band 3 des Reiseberichts, der Gerstäckers Erlebnisse in der Südsee sehr detailgetreu auf 486 Seiten wiedergibt, einer Analyse unterzogen. Dabei wird deutlich werden, dass Gerstäckers ambivalente Einstellung zwischen fortdauerndem Wunschbild und der persönlich gewonnenen Erfahrung ihn in der Folge als Kolonialkritiker, aber auch durchaus als Beförderer der kolonialen Idee auftreten ließ. Im Unterschied zur Betrachtung der Romane wird erst im Reisebericht erkennbar, dass Friedrich Gerstäcker zwar kritisch gegenüber Kolonialismus und Missionierung Position bezogen hat, dies aber in der Regel dann der Fall war, wenn ein vermeintliches Paradies ohnehin bereits verloren schien. Wo es aber als noch existent wahrgenommen wurde, wird er selbst zum Besucher mit imperialem Gestus. Entsprechende Absichten deuten sich in einer Aussage zu seiner geplanten Reiseroute an, zumal man nicht vergessen darf, dass Gerstäcker auch im Auftrag der deutschen Regierung reiste, um Informationen über mögliche Auswanderungsziele Deutscher einzuholen:²⁰

¹⁵ Die Bände im Einzelnen: Band 1: Südamerika, Band 2: Californien, Band 3: Die Südsee-Inseln, Band 4: Australien, Band 5: Java. Stuttgart und Tübingen: J.G. Cotta'scher Verlag, 1853.

¹⁶ Eine Übersicht findet sich bei Weller 2015, 263f.

¹⁷ Vgl. Remy (09.10.2017).

¹⁸ Vgl. Löhner 1940; Maler 1978, 1984 und 1988; Schott-Tannich 1993; Dürbeck 2007; Hall 2008, Dürbeck 2011.

¹⁹ Vgl. Harnisch 2007, 190–194; Weller 2015, insbes. 302–324.

²⁰ Vgl. Voigt 1988, 28.

Die Sandwichinseln hatten nun von Anfang an gar nicht mit in meinem Reiseplan gelegen, und wenn ich auch keineswegs bereute sie gesehen zu haben, da sie doch immer einer mäßigen Zahl von Auswanderern zum Ziel dienen könnten, lag es doch mehr in meinem Plan einzelne, von der Cultur noch nicht verdorbene Inseln zu besuchen, und dann meine Route nach Sydney in Australien zu verfolgen.²¹

Die chronologische Analyse der einzelnen Reisestationen ermöglicht es, diese Entwicklung in seinem Verhalten und in seinen Äußerungen nachzuweisen, und zwar besonders nachdrücklich, wenn die als paradiesisch angesehen Regionen auf der Rückreise wieder verlassen werden.

I Hawaii – „Und das sind die Südseeinseln?“²²

Gerstäckers Beschreibung seiner Südseereise beginnt mit der Fahrt von San Francisco nach Honolulu. Diese Fahrt ist noch geprägt vom Südseebild der Kindheit:

Unter den Südseeinseln hatte ich mir bis in letzter Zeit übrigens einen Ort gedacht, der alles in sich vereinigte was die tropische Vegetation nur Herrliches hervorbringen könnte. Die Ufer mußten unter jeder Bedingung mit Palmen, Pisang und Bananen, Brodfrucht und Orangen dicht bedeckt seyn, und das innere Land mit seinen vollbewaldeten Gebirgen üppig daraus hervorsteigen.²³

In der Realität erlebt diese Erwartung dann aber eine herbe Enttäuschung:

Ich war in dem Glauben nach Honolulu gekommen, eine noch ziemlich wilde Insel der Südsee zu finden, und ungestört in den Cocoswäldern mit den wilden Eingeborenen umherstreifen zu können, und fand an dessen Statt, an der Stelle, wo ich eben diese üppige tropische Vegetation vermutet hatte, nichts weniger als tropische Kegelbahnen, Billard- und Schenkkzimmer, und so nüchterne Gesichter, wie ich sie mir nur in irgend einer großen Stadt Europa's oder Amerika's hätte wünschen können.²⁴

²¹ Gerstäcker 1853, 104f.

²² Ebd., 24f.

²³ Ebd., 23f.

²⁴ Ebd., 32.

Für den Zustand der indigenen Bevölkerung, die „in moralischer wie physischer Hinsicht entartet“²⁵ sei, sieht Gerstäcker „Christenthum wie Walfischfänger“²⁶ in der Verantwortung. Sollte es hier jemals ein Paradies gegeben haben, so ist es durch diese Einflüsse nachhaltig zerstört. Besonders das Verhalten und der Einfluss der Missionare werden von Gerstäcker stark verurteilt.²⁷ Das Thema der Missionierung ist insgesamt in seinen Texten sein stärkster Kritikpunkt an der Kolonialisierung.²⁸ Die auf Hawaii wahrgenommenen Zustände verlieren in seinem Reisebericht aber schnell an Bedeutung, da die Sandwichinseln nicht das eigentliche Ziel darstellen.²⁹

II Maiao – „palmrauschende[...] Insel[..] der Südsee“³⁰

An Bord eines Walfischfängers gelangt Gerstäcker zu den Gesellschaftsinseln, denen er mit großen Erwartungen begegnet:

Der Leser kann sich denken, mit welcher Spannung ich diesmal den Sonnenaufgang erwartete, denn nach langem Umherkreuzen fast aufs gerathewohl, näherte sich der Augenblick, wo ich wieder Land, und zwar ein total fremdes, aller Wahrscheinlichkeit nach nur von wilden Stämmen bewohntes Land betreten sollte, und wie würde ich von ihnen empfangen werden! [...] [U]nd wenn ich gewußt hätte daß Menschenfresser auf der Insel wohnten, ich hätte es versucht, aber umkehren war wahrlich der letzte Gedanke den ich hatte.³¹

Dieses Mal wird er reich belohnt:

Und so war denn mein Wunsch, mein heißer, lang ersehnter Wunsch erfüllt: über mir wölbten sich die wundervollen, fruchtgefüllten Kronen der Cocospalmen, unter mir brannte der heiße Korallensand, um mich her

²⁵ Ebd., 40.

²⁶ Ebd.

²⁷ Vgl. ebd., 49, 95f.

²⁸ Vgl. Maler 1984, 87 (Maler führt die Kritik in Tahiti auf die Kenntnis der Texte Melvilles zurück); Dürbeck 2007, 301f., 304, 307.

²⁹ Vgl. Gerstäcker 1853, 104f.

³⁰ Ebd., 159.

³¹ Ebd., 153-154.

standen die bronzefarbenen neugierigen Insulaner, und plapperten wild und fröhlich in ihrer wunderlichen Sprache [...].³²

Diese erste Begegnung bedeutet die Bestätigung eines Bildes, das literarisch vorgeprägt und entsprechend mit Stereotypen durchsetzt ist, die den Topos des Südseezaubers bestätigen und untermauern. Schon Steinbrink weist darauf hin, dass Gerstäcker keineswegs der „unliterarische[...] Naturbursche“³³ war, für den er oft gehalten wurde. Mit ihm teilten unzählige seiner Leser die mit der Lektüre des *Robinson Crusoe* gewachsenen Phantasien. All diesen kommt er mit der Schilderung seiner überaus positiven Erfahrung entgegen.

Auch Begrüßung³⁴ und Wohnstätte entsprechen dem Ideal:

Hier erreichten wir auch eine förmliche kleine Kolonie unter schattigen Laubbäumen versteckter Hütten, hier zum erstenmal erkannte ich den Reichthum der südseeländischen Vegetation in all ihrer tropischen Pracht und Herrlichkeit, und Stunden lang hätte ich dastehen und das liebliche reizende Bild in mich aufnehmen mögen.³⁵

Allerdings ist die Insel nicht so unberührt, wie Gerstäcker es sich wünscht, denn dort lebt ein mit einer Insulanerin verheirateter Schotte.³⁶ Laut Gerstäcker handelt es sich bei diesem Schotten um einen der glücklichen Matrosen, die von den Walfischfängern desertieren, ihr Glück auf einer der Inseln „noch dazu oft [mit] wunderhübschen Mädchen“³⁷ suchen und ihr Leben „mit volkommen zufriedenem Gemüth“³⁸ beenden. Die Begeisterung für die Deserteure des Walfangs, die sogenannten *Beachcomber*, erscheint stark durch eine Vorprägung beeinflusst: In Melvilles Romanen *Narrative of a four month's residence among the natives of a valley of the Marquesas Islands; or, a peep at Polynesian life* und *Omoo* rekrutieren sich die Protagonisten aus diesen Deserteuren, die in der Folge ein abenteuerliches und beneidetes Inselleben genießen. Während der Name De-

³² Ebd., 159.

³³ Steinbrink 1999, 49.

³⁴ Vgl. Gerstäcker 1853, 160: „[...], und ihr Willkommen war wirklich so freundlich, wie es nur irgend seyn konnte.“

³⁵ Ebd., 164.

³⁶ Vgl. ebd., 167.

³⁷ Ebd.

³⁸ Ebd.

foe für die Erzeugung eines kindlichen (gleichwohl auch kolonialgeprägten) Paradieses zu stehen scheint, steht der Name Melville also für die männliche Vorstellung von abenteuerlichem Leben nicht zuletzt auch durch dessen eigene Biografie, die Melville in seinen Romanen umsetzte und dort mit dem Leben der *Beachcomber* verband. Der Amerikaner scheint eine Art Vorbildfunktion zu haben, und zwar sowohl literarisch wie auch biografisch: Gerstäcker beschreibt im dritten Kapitel seiner Reisebeschreibung seine eigene Teilnahme am Walfang, und nicht umsonst handelt es sich bei dem Protagonisten seines *Tahiti*-Romans ebenfalls um einen von einem Walfänger desertierten Matrosen.³⁹

Aussehen und Verhalten der Insulaner Maiaos erfüllen stereotype Vorstellungen vom Paradies: Ihre Schönheit ergänzt sich mit dem den Naturvölkern typischerweise zugeschriebenen kindlichen, weil unwissenden Wesen.⁴⁰ Insbesondere in der Beschreibung der Frauen folgt er dem bereits seit Ende des 18. Jahrhunderts etablierten Frauenbild der Südseeinsulanerin.⁴¹ Entsprechend dazu erfährt eine Frau, deren Hautfarbe er als braunschwarz definiert und die deshalb ihre „Abstammung von einem Neger gar nicht hätte verläugnen können“,⁴² seine deutliche Ablehnung.⁴³ Auffallend ist, dass er fast ausschließlich seine Kontakte mit den Mädchen und Frauen der Insel beschreibt, die er als kindlich-naiv darstellt, und denen er als eine Art Lehrer begegnet, indem er seine auf der bisherigen Reise gesammelten Schätze zeigt und ihre Verwendung erklärt.⁴⁴ Damit nimmt er eine klassisch kolonialistische Rolle ein, wird doch gerade über die Wissensvermittlung an vermeintlich naive Völker ganz wesentlich der Kolonialismus als ‚Auftrag‘ begründet. Vor allem seine Großzügigkeit beim Verteilen von billigem Tand beschreibt er wiederholt ausführlich.

³⁹ Entsprechend finden sich mehrfach Hinweise auf Melville im Text, vgl. ebd., 288, 307 und 397.

⁴⁰ Vgl. ebd., 179.

⁴¹ Maler zitiert in seiner Untersuchung zur Südseelegende aus der *Histoire des Révolutions de Taïti* von Poncelin de la Roche-Tilhac aus dem Jahr 1782 eine Beschreibung des Äußeren der Insulanerinnen samt Sonnenschutz und zeigt, wie sich dieses Frauenbild bereits gegen Ende des 18. Jahrhunderts etablierte: Beide Male werden die feinen Gesichtszüge, die geschmeidige Gestalt und Anmut hervorgehoben und Vergleiche mit europäischen Schönheiten gezogen. Vgl. Maler 1984, 83 bzw. Gerstäcker 1853, 179.

⁴² Ebd., 236.

⁴³ Vgl. Weller 2015, 318.

⁴⁴ Vgl. Gerstäcker 1853, 181f., 232.

Dabei ist bemerkenswert, dass sein Bild der idealen Südseebewohner zunächst dadurch geprägt ist, dass „Frauen und Männer [...] sich dabei nur höchst selten mit den häßlichen Glasperlen [schmücken], sondern meist immer mit den duftenden Blumen und Kräutern ihrer Inseln [...].“⁴⁵ In seiner Rolle als bewunderter Reisender aus der Ferne, als Kolonisator, verschenkt er gerade diese Glasperlen aber selbst immer wieder.⁴⁶ Die Diskrepanz zwischen seinem Auftreten und seinem selbst formulierten Idealbild, die ihm nicht aufzufallen scheint, bringt sein Verhaftetsein im Denken des legitimierten Kolonialismus deutlich zum Ausdruck. Die Situationen, in denen er diese Rolle auslebt, nehmen denn auch den meisten Raum seiner Schilderungen im interkulturellen Kontakt ein, Beobachtungen von urtümlichem Verhalten spielen dagegen kaum eine Rolle. Uwe Japp hat bereits für die Schilderungen entsprechender Situationen durch Georg Forster festgestellt, dass dieser die Mechanismen des Tausches bei den Südseeinsulanern nicht erkannt und den „Zirkel von Geschenk und Gegengeschenk [...] als freundliche Geste“⁴⁷ statt „als Ausdruck einer frühen Form des Handels, die strengen Gesetzen unterliegt“,⁴⁸ verkannt habe. Ebenso scheint es bei Gerstäcker zu sein: Obwohl er in den allermeisten Fällen beschreibt, dass er für seine Geschenke eine Gegenleistung erhält,⁴⁹ scheint er keinen Zusammenhang zu erkennen. Die Einschätzung der Situation als geschäftliche Transaktion würde die Begegnung auf eine Ebene transferieren, in der die Partner sich ebenbürtig gegenüberstehen, was eine völlige Neuinterpretation erfordern würde, aber offenbar seit Beginn der europäischen Reisen in die Südsee ausgeschlossen scheint. So kann Gerstäcker weiterhin als der großzügige Überbringer der Errungenschaften der Zivilisation auftreten, als der er gesehen werden will.⁵⁰ Dass diese Subjektkonzeption in der kolonialen Begegnung für Gerstäcker im

⁴⁵ Ebd., 179.

⁴⁶ Vgl. ebd., u.a. 186, 214f., 230.

⁴⁷ Japp 1976, 25.

⁴⁸ Ebd.

⁴⁹ Vgl. Gerstäcker 1853, 186, 215, 230.

⁵⁰ Auch Weller sieht den Tauschcharakter in diesen Transaktionen. Sie vertritt die Ansicht, dass das Ziel Gerstäckers nicht mehr die Demonstration europäischer Überlegenheit ist, sondern im Tausch für das Vorzeigen mitgebrachter Kuriositäten bzw. der Gabe seiner Geschenke der Erhalt von Gastfreundschaft und Zuwendung, vgl. Weller 2015, 315-316.

Vordergrund steht, zeigt sich auch daran, dass er die Frauen, mit denen er seine Zeit auf den Inseln verbringt, nicht individualisiert. Keine von ihnen wird mit Namen vorgestellt. Sie bilden eine homogene Gruppe, Gerstäckers verallgemeinernde *rhetoric of othering* ermöglicht es ihm, sich selbst in dieser Fremdbegegnung in den Vordergrund zu stellen und unabhängig vom persönlichen Erleben die stereotype Sichtweise diesen Menschen gegenüber beizubehalten.⁵¹

Das Bild vom unberührten Paradies bröckelt, als Gerstäcker dem König Maiaos ein Geschenk aus seinem Schmuckfundus machen möchte, dieser aber stattdessen Geld bevorzugt: „Soweit hat es die Cultur nun schon richtig gebracht, und die Leute bekommen selbst hierher, von Tahiti aus ihre neu erweckten Bedürfnisse ‚durch baar Geld‘ befriedigt.“⁵² Der Europäer muss die Erfahrung machen, dass auch dieser Außenposten schon nachhaltige Erfahrungen mit der zivilisatorischen Realität gemacht hat. Der Verlust von landestypischem Handwerk ist ein Ergebnis dieser Entwicklung.⁵³ Das stereotype Paradies ist in Gefahr. Außerdem fällt es Gerstäcker trotz Kindheitsträumen und Abenteuerlust offenbar schwer, den Aufenthalt zu genießen, ohne seine Umgebung aus dem europäischen Blickwinkel heraus zu bewerten. So ist seine Einstellung zur Arbeitshaltung der Insulaner deutlich disparat: Auf einer Wanderung in den Höhenlagen der Insel stößt er auf einen verwilderten Garten, dessen Zustand ihn stört. Er schreibt:

Die Indianer arbeiten nicht gern, und es ist wahrlich schon viel von ihnen, irgend etwas zu pflanzen, das hätte der liebe Gott ebenfalls recht gut selber besorgen können, aber dann auch noch Unkraut auszujäten, nein, das konnte kein Mensch von ihnen verlangen.⁵⁴

Tatsächlich gehört aber gerade der Umstand, dass die Bewohner in bibliischer Anspielung ernten können ohne zu säen, zum europäischen Mythos der Südsee. Gerstäckers Wunsch nach ordentlichen Gärten entspringt dagegen seinen weiterhin gültigen europäischen Maßstäben für Ordnung

⁵¹ Zu diesem Vorgehen vgl. Ashcroft, Griffiths und Tiffin 2009, 157-159 bzw. Pratt 1985, 120. Vgl. auch Weller 2015, 344.

⁵² Gerstäcker 1853, 198.

⁵³ Vgl. ebd., 221.

⁵⁴ Ebd., 213.

und Arbeitsmoral.⁵⁵ Die vermeintliche Faulheit der Insulaner ist einerseits logische Konsequenz der idealen Lebensbedingungen, wird auf der anderen Seite aber immer wieder als negative Eigenschaft konstatiert. Entsprechend stellen die jungen Männer, die ihn auf seiner Überfahrt von Maiao nach Imeo und schließlich Tahiti begleiten, mit ihrer lässigen Art seine Geduld auf eine harte Probe und werden zunächst als „von der faulsten Art“⁵⁶, später dann als apathisch⁵⁷ sowie als „die rothen faulen Schufte“⁵⁸ bezeichnet.⁵⁹ Die wie unter Zwang wiederholte Gegenüberstellung ist zum einen Ausdruck des Bedürfnisses, den Grundsätzen des Kolonialismus folgend die eigene Kultur höher zu bewerten bzw. in die Fremde zu tragen, zum anderen aber auch Zeichen der Unfähigkeit, sich auf das Vorgefundene wirklich einzulassen und die eigene Vorstellung von Kultur hintanzustellen.

Schließlich hält es ihn trotz der Freundlichkeit der Insulaner nicht lange auf Maiao, und in einem Boot des Häuptlings, das Schweine und Hühner nach Tahiti bringen soll, setzt Gerstäcker seine Reise fort.⁶⁰

III Imeo – „Wär‘ ich ein Maler, das Bild dieses Abends müßte ich auf der Leinwand haben.“⁶¹

Diese Reise in dem kleinen, schwankenden landestypischen Boot führt seine Euphorie auf einen Höhepunkt, auf dem er sich wünscht, in seinem langgehegten Kindheitstraum zu verharren:⁶²

Für jetzt gab ich mich nur ganz dem vollen Eindruck des Augenblicks hin, und ich kann wohl gestehn daß es ein süßes herrliches, ja begeisterndes Gefühl war, mit dem ich in dieser Nacht das Ruder und das schwanke [sic] Boot gegen die muntern keck vorn aufspringenden Wogen führte. [...]

⁵⁵ Diese Diskrepanz äußert sich bereits auf Hawaii, wo er die Insulaner als „faule Arbeiter“ (ebd., 49) bezeichnet. Die Gärten beschäftigen ihn auch auf Imeo, vgl. 302: Hier entsprechen die „ordentlich eingefriedeten Gärten“ seinem europäischen Ordnungsdenken.

⁵⁶ Ebd., 240.

⁵⁷ Vgl. ebd., 258.

⁵⁸ Ebd., 268.

⁵⁹ Vgl. auch ebd., 256, 272, 325.

⁶⁰ Vgl. ebd., 226.

⁶¹ Ebd., 320.

⁶² Vgl. hierzu auch Harnisch 2007, 191.

Und schrieb ich in diesem Augenblick nicht etwa einen Roman? hatte ich mich nicht vielleicht gar so lebendig in das Sehnsuchtsbild meiner frühesten Kindesphantasien hinein gedacht, daß ich das Alles jetzt wirklich um mich her zu sehen glaubte, was eigentlich nur erst in tollen Bildern und Schatten in meiner etwas aufgeregten Phantasie schwamm und arbeitete?⁶³

Gerstäcker ist sich seiner Schwärmerei bewusst, die in Kontrast zu dem realen Erleben steht (neben ihm schlängt laut schnarchend sein indigener Begleiter⁶⁴), aber die Sehnsucht nach dem Paradies in der Südsee, das ‚Tahitifieber‘, scheint über eine so starke Macht zu verfügen, dass auch der erwachsene Mann sich noch Kindheitsphantasien hingibt:

[...] – dann aber lag ja auch jetzt hier um mich her, vor mir, hinter mir, der ganze lange Traum meiner Jugend erfüllt, und das, worauf ich das arme Herz immer und immer wieder vertröstet hatte, wenn es einmal in pochender Ungeduld in's Freie wollte, und von dem alltäglichen dürren Leben angekelt, sich hinaussehnte in Gottes freie schöne herrliche Welt – das, was mir zwischen den Sternbildern jener tiefblauen, räthselhaften Ferne herübergelichtet in tröstender Hoffnung, war mir ja zuletzt wie ein Versprechen vom lieben Gott vorgekommen, [...]. Und das Alles war mir jetzt erfüllt worden, das Alles dehnte sich in wilder zauberhafter Herrlichkeit um mich her, und jede glitzernde Woge plauderte von den feenhaften Küsten die sie bespült, von den Wundern deren Zeuge sie gewesen, [...].⁶⁵

Die vielfach auftretenden intertextuellen Bezüge zu Defoe und Melville, die (nicht nur bei Gerstäcker) als ‚Väter‘ der in der Jugend aufgekommenen Sehnsucht nach abenteuerlichen Erlebnissen in paradiesischem Umfeld anzusehen sind, wurden in der bisherigen Forschung zu Gerstäckers Südseetexten berücksichtigt. Bisher unbeachtet dagegen ist eine an dieser Stelle genannte Quelle: Während der nächtlichen Fahrt liest er „zum zehntenmal wohl, in Moore’s herrlicher Lallah Rookh.“⁶⁶ Bei diesem Text⁶⁷ scheint es sich demnach um eine Lieblingslektüre Gerstäckers zu

⁶³ Gerstäcker 1853, 262f.

⁶⁴ Vgl. ebd., 263.

⁶⁵ Ebd. 263f.

⁶⁶ Ebd., 254.

⁶⁷ Vgl. Moore, Thomas: Lalla Rookh (1817), online unter www.columbia.edu/itc/mealac/pritchett/00generallinks/lallarookh (09.10.2017).

handeln.⁶⁸ Neben dem Wunsch nach Abenteuer eröffnet sich hier die ganze Bandbreite des *Orientalismus*-Diskurses, der in Gerstäckers Südseeerleben zum Tragen kommt, und der alle Felder der Fremdbegegnung, von der Rolle der Frau und dem sich daraus wie selbstverständlich ergebenden Verhalten über die allgemeine Einschätzung der Indigenen bzw. der eigenen Position diesen gegenüber, umfasst. Seine Vorstellung, die Kombination aus männlichem Heroismus in Verbindung mit dem Bild der liebevollen, umsorgenden, hübschen Frau, ist gemäß Edward Saids Orientalismus-Konzept ein Konstrukt, das Ergebnis einer literarischen Vorprägung, unabhängig von realen Bedingungen.⁶⁹

Auf Imeo scheint er das eigentliche Ziel seiner Reise wie auch seiner Sehnsucht zu finden:

Vor uns aus dehnt sich jetzt eine kühle, reizende, palmenbewachsene Bai, in deren traulichem Schatten hie und da dicht hineingeschmiegt einzelne kleine Rohrhütten standen; über den wunderhellen Wasserspiegel glitten mehrere Canoes, hoch darüber hin ragten die schroffen, mehrere tausend Fuß hoch aufsteigenden und bis in die höchsten, schroffsten Gipfel bewachsenen Gebirgsrücken der vulcanischen Insel, und mit der schäumenden, tosenden Brandung rechts und links von uns, war es wirklich ein wundervolles Panorama.⁷⁰

Auch an dieser Stelle im Text erfolgt der Rückgriff auf die bereits in der Kindheit gewachsenen Vorstellungen: „War das nicht der Traum meiner Kindheit, der hier in all dem herrlichen Glanz eines sonnigen Morgens in Erfüllung ging?“⁷¹ Dieser immer wiederkehrende Verweis auf Bedürfnisse, die schon im Kind gewachsen sind und die ihren Nährboden unter anderem in den international weit verbreiteten Texten von Melville und Defoe oder in der über Jahrhunderte ungebrochenen Beliebtheit orientalischer Märchen haben, verweist ja auf die Allgegenwart und Allgemeingül-

⁶⁸ Darauf deutet auch die Nennung dieses Werkes in anderen seiner Romane hin: Auch in seinem späteren, in Australien angesiedelten Roman *Die beiden Sträflinge* werden diese orientalischen Märchen als bevorzugte Lektüre einer Protagonistin genannt, vgl. Gerstäcker 1857, 21.

⁶⁹ Zu Edward Saids Orientalismuskonzept: Said 1981, hier insbes. 9, 11. Zu Gerstäckers Identitätskonzeption während seiner Reisen: vgl. Weller 2015, 92, 313, 340; Eickenboom 2017a, 320–322; Eickenboom 2017b.

⁷⁰ Gerstäcker 1853, 274f.

⁷¹ Ebd., 279.

tigkeit dieser Vorstellungen eines gleichsam berechtigten Anspruchs auf persönliches Glück in der Fremde.

Dem Reisebericht nach sammelt er auf Imeo die intensivsten Eindrücke seiner Südseereise. Zunächst beobachtet er das paradiesische Leben der Insulaner, die sich sorglos und fröhlich am Strand aufhalten.⁷² Auch hier begegnet man ihm freundlich und hilfsbereit,⁷³ die Aufnahme seiner Person und sein eigenes Verhalten entsprechen den Schilderungen der Erfahrungen auf Maio: Einen Großteil seiner Zeit verbringt er mit Insulanerinnen,⁷⁴ die als niedlich beschrieben werden,⁷⁵ wobei er Geschenke verteilt und als wissender Lehrer auftritt.⁷⁶ Während seines Aufenthaltes hat er Gelegenheit, dem „Nationaltanz der Indianer“⁷⁷ beizuwohnen, dessen Beschreibung deutlich erotisch aufgeladen ist: Nie habe er etwas gesehen, was gleichzeitig so graziös, aber auch kräftig, so natürlich und unanständig gewesen sei.⁷⁸ Die Schilderung nimmt mehrere Seiten in Anspruch,⁷⁹ denn

immer wieder und wieder stürmten die tollen Mädchen wie rasende Bachantinnen, wenn ich sie schon zu Tode erschöpft glaubte, immer auf's Neue zwischen die Trommeln, die einen förmlich zauberhaften Einfluß auf sie auszuüben schienen. [...] Wär' ich ein Maler, das Bild dieses Abends müßte ich auf der Leinwand haben. – Im Hintergrund die düsteren zackigen Bergspitzen, die starr und unheimlich über die wehenden Palmen und Fruchtbäume hinaus ragten, als ob sie in grimmer Freude den Tanz hier unten mit zuschauten, das gelbe niedere Haus, dicht in die Schatten der Palmen und Orangen hineingeschmiegt, der riesige Brotfruchtbaum mit der schwingenden Laterne, von der allein aus ein glimmendes unsicheres Licht über die unter ihr rasende Gruppe fiel. Dann die Trommler selber, mit den dunklen, freudestrahlenden Zügen und blitzenden Augen, das Wirbeln der Trommeln mit dem Afford der donnernden stürmenden Brandung an den Riffen, das dumpf aber nichtsdestoweniger deutlich über den Lärm hinüber tönte, dann die Gruppen der Lagernden, die theils

⁷² Vgl. ebd. 292f.

⁷³ Vgl. ebd., 296, 303.

⁷⁴ Vgl. ebd., 314f., auch 324.

⁷⁵ Vgl. ebd., 307.

⁷⁶ Vgl. ebd., 314f.

⁷⁷ Ebd., 317.

⁷⁸ Vgl. ebd., 319.

⁷⁹ Vgl. ebd., 318-321.

wohlbehaglich dem Treiben zusahen, oder theilnehmend in den wilden Lärm hineinjubelten – vor allen Anderen aber die hochgeschürzten Dirnen mit den flatternden, blumendurchflochtenen, lockigen Haaren, und den Lust und Uebermuth funkeln den Augen, denen der Trommelwirbel allein wieder neue Kraft und Lebensgluth durch die Adern goß, wo sie schon zum Tode erschöpft zusammenzubrechen drohten, und die wieder und wieder in die wahnsinnentreibenden Klänge hineinstürmten, bis die Glieder ihnen den Dienst versagten und selbst Besinnung sie verließ – es war ein wildes herrliches Bild, und ich werde den Abend in meinem Leben nicht vergessen.⁸⁰

Gerstäckers Rhetorik, konzentriert auf Lebensglut, stürmisches Wirbeln, Lust und Übermut, tradiert das sexuelle Mythen des Südsee-Diskurses und erfüllt damit eine bestimmte Lesererwartung, die an Berichte aus der Südsee herangetragen wird. In dieses Schema passt auch die Schilderung seiner Teilnahme an einem Picknick, an dem außer ihm eine Gruppe junger Frauen teilnimmt. Thomas Schwarz stellt für den Samoa-Diskurs Ende des 19. Jahrhunderts fest, dass Gastfreundschaft und Picknick als Codewörter für das Liebesspiel zu sehen sind.⁸¹ Neben der Schilderung seiner Selbstwahrnehmung als welterfahrener Reisender mit erzieherischem Auftrag zeigt sich hier am stärksten Gerstäckers Kolonialverbundenheit. Susanne Zantop nennt diese Form der Begegnung zwischen den europäischen Männern und den indigenen Frauen die „koloniale[...] Ur-Fiktion“,⁸² der offenbar auch er anhängt: Aus der Hervorhebung der erotischen Komponenten des Tanzes, Gerstäckers Kontakten zu den weiblichen Inselbewohnern, die er ausschließlich anonymisiert als Gruppe darstellt, und der Rolle, die er selbst einnimmt, wird seine Affinität zum kolonial-stereotypen Denken seiner Zeit und seine durchaus aktive Teilhabe an dieser Vorstellung deutlich erkennbar.

Nach einem nur kurzen Aufenthalt und dem Genuss des ekstatischen Nationaltanzes verlässt Gerstäcker bereits am nächsten Tag die Insel, um seine Südseereise auf Tahiti abzuschließen.

⁸⁰ Ebd., 320f.

⁸¹ Vgl. Schwarz 2015, 90.

⁸² Zantop 1999, 10.

IV Tahiti – „du Perle des Meeres – Tahiti, du Paradies einer oft und o wie heiß ersehnten – erträumten Inselwelt – Tahiti!“⁸³

Schließlich erreicht Gerstäcker also das Ziel, das als Inbegriff der europäischen Südseesehnsucht gilt, und das titelgebend für seinen entsprechenden Romanerfolg ist. Aber auch hier lauert Ernüchterung: Im Verlauf seines Aufenthaltes auf Tahiti finden Gerstäckers Zivilisations- wie auch Missionskritik ihren Höhepunkt.⁸⁴ Sein Enthusiasmus bei gelegentlichen Wanderungen hält sich entsprechend deutlich in Grenzen.⁸⁵

Die ausführlichste Beschreibung von Begegnungen mit der indigenen Bevölkerung betrifft einen Gottesdienst, den er offenbar zu Beobachtungszwecken besucht:

Neben mir saßen ein paar tahitische Stutzer, die offenbar einen ungemeinen Fleiß auf ihre heutige Toilette verwandt hatten. Komisch war bei ihnen die Vereinigung der europäischen und tahitischen Tracht. Oben waren es würdige, allerdings etwas braun aussehende Mitglieder der menschlichen Gesellschaft, [...].⁸⁶

Auffallender Hinweis auf das eurozentrische Schönheitsideal ist erneut die eindeutig abwertende Hervorhebung der Hautfarbe.⁸⁷ Seine Hauptkritik den Missionaren gegenüber manifestiert sich in dem immer wiederkehrenden Vorwurf, die Insulaner mit dem Fegefeuer konfrontiert zu haben, statt sie in ihrer kindlich-sorglosen Naivität zu belassen, womit er sie aber gleichzeitig erneut zu unwissenden Kindern degradiert.⁸⁸ Auch das sexuelle Südsee-Mythem findet sich erneut: Gerstäcker beschreibt eine Badeszene, bei der eine Insulanerin sich halbnackt und aufreizend den Blicken von französischen Männern aussetzt, sich dann aber dem unmittelbaren Kontakt mit ihnen zu entziehen weiß. Gerstäcker hebt

⁸³ Gerstäcker 1853, 263.

⁸⁴ Vgl. ebd., 342, 363–385, 450-452. Vgl. auch seine Beschreibung des Alkoholkonsums der Insulaner, 435f.

⁸⁵ Vgl. ebd., u.a. 427-433; zur Landschaft insgesamt 337.

⁸⁶ Ebd., 371, im Gesamtkontext: 371-373.

⁸⁷ Ebd., S. 371: „Oben waren es würdige, allerdings etwas braun aussehende Mitglieder der menschlichen Gesellschaft, [...].“ Zur Abwertung der Hautfarbe vgl. bereits oben, Anm. 42.

⁸⁸ Vgl. ebd., u.a. 378-380, 382f.

dabei besonders ihre blitzenden und funkelnden Augen hervor⁸⁹ und zitiert einen der französischen Männer mit den Worten „wenn man die wilden Dirnen sich selbst überlässt, haben sie den Teufel im Leib.“⁹⁰ Das Stereotyp der Faulheit der Insulaner bestätigt sich ihm, als er versucht, auf dem Markt von Papetee vor seiner Abreise nach Sydney Lebensmittel einzukaufen: Auf Grund der „Faulheit der Indianer“⁹¹ kann er seine Erledigungen nicht wie gewünscht tätigen.

Romantische Gefühle entstehen erst wieder beim Abschied von Tahiti und damit von der Südsee überhaupt:

Vorbei! – wonach ich mich die langen trostlosen Monate in Californien so heiß gesehnt – die rauschenden Palmen der Südsee sie lagen dahinten und noch inmitten des romantischen Lebens derselben, wo noch hie und da die dunklen Kuppen ihrer schönen Berge am Horizonte wie schmale düstere Streifen lagen, [...].⁹²

Zum Abschied setzt sich Gerstäcker selbst kritisch mit der Frage der Übereinstimmung seiner Erwartungen und Erfahrungen auseinander:

Und haben die Inseln all jene Erwartungen befriedigt, die ich von ihnen gehegt? – hab' ich in ihnen das Ideal gefunden, das ich zu finden glaubte – lag jener Zauber über ihnen, der seit ich als Knabe den Robinson Crusoe gelesen mich oft nicht schlafen ließ und mir das gewissermaßen zum Ziel meines Lebens stellte „unter Palmen zu wandeln?“

Ja und Nein! die reichste Phantasie kann sich das Land nicht schöner denken als es ist, die Menschen nicht lieber und gutmütiger, den Himmel nicht reiner – aber möchte ich dort leben für immer – möchte ich dort meinen Wohnort aufschlagen, abgeschnitten von der übrigen Welt, mit nur dieser wundervollen Natur um mich her, und den, einfach in den Tag hinein lebenden Indianern? – Nein, ich konnte mich mit dem Gedanken nicht befreunden, und so schön und herrlich diese Palmen dastehen, so golden die saftigen Orangen aus dem dunklen Laub hernieder glühn – wie der Baum heute steht, so steht er das ganze Jahr, nicht Blatt und Farbe ändert er, oder wenn das geschieht, so unmerklich, wir selber sehen den Unterschied nicht, und das Auge verlangt zuletzt nach Ruhe – es will eine Pause haben zu bewundern – es will diese Schönheit wieder vergehen und

⁸⁹ Vgl. ebd., 349.

⁹⁰ Ebd., 349.

⁹¹ Ebd., 460.

⁹² Ebd., 466.

dann auf's Neue erstehen sehen. [...], und diese Schönheit, die uns zuerst entzückt und mit Bewunderung füllt, übersättigt zuletzt das Herz, [...].⁹³

Am Ende erkennt Gerstäcker in einem Übermaß an Erfüllung paradiesischer Vorstellungen die Ursache für eine Übersättigung, die seiner Meinung nach den Europäer nicht dauerhaft glücklich machen kann. Entsprechend formuliert er, dass die Inseln ihren eigentlichen Bewohnern vorbehalten bleiben sollten: „Diese Plätze hat der liebe Gott als Wohnort für ein gemüthliches stilles Volk geschaffen, und sie taugen nicht für eine dorthin gewaltsam importierte Cultur.“⁹⁴ Dieser ‚Verzicht‘ basiert nicht auf humanitären Überlegungen, sondern auf der Erkenntnis, dass „diese Plätze“ bzw. das sorglose Leben an ihnen sich nicht als dauerhaft angenehm erweisen, wenn der Besucher in Folge fortgeschrittener Zivilisation nicht mehr den Status des naiv-kindlichen Bewohners einnehmen kann.⁹⁵ Nicht der Wunsch nach der Erhaltung des Lebensraums der Südseeinsulaner, sondern die Erkenntnis, dass die Realität nicht mit dem Kindheitstraum korreliert, führt Gerstäcker zu dieser Aussage.⁹⁶

V Kritik als Kompensation von Verlustgefühlen

Friedrich Gerstäckers Reisebeschreibung aus der Südsee macht deutlich, dass die Rolle des Reisenden eng mit den vorgefundenen Möglichkeiten verknüpft ist: Scheint die europäische Idee vom Paradies in der Südsee erfüllbar, agiert er entsprechend. Damit wird gleichzeitig die zweite Rolle,

⁹³ Ebd., 467.

⁹⁴ Ebd., 473.

⁹⁵ Vgl. hierzu insbesondere Gerstäckers Schilderung eines Frühstücks, an dem er teilnimmt und bei dem er anmerkt, dass Melville sein Erlebnis eines solchen zwar beschrieben, das nüchterne Ende aber weggelassen hat (ebd., 307: „Melville hat aber nun beschrieben, wie das Mahl aussah als sie sich hinsetzten, und darin lag die Poesie - aber er hat weggelassen, wie es aussah als sie ziemlich oder ganz fertig waren, und da kam die Prosa.“ Vgl. auch sein Fazit 308-310). Vgl. auch Weller 2015, 320.

⁹⁶ Dürbeck stellt fest, dass Gerstäcker in Tahiti kein Beispiel einer geglückten Umsiedlung anführt, was „als Beleg für seine desillusionierende Intention in Bezug auf Eskapismus und Zivilisationsflucht gelten [kann]“ (Dürbeck 2007, 303). Dieses Ergebnis ihrer Analyse bestätigt, dass es sich hier keineswegs um eine grundsätzliche Absage an entsprechende Wunschvorstellungen bzw. ihre Umsetzung handelt. Die Ursache für Gerstäckers Einschätzung basiert darauf, dass ein funktionierendes Paradies auf Grund von Missionierung und anderen zivilisatorischen Einflüssen einfach nicht (mehr) vorgefunden wird.

die des Kolonialkritikers, relativiert, denn als solcher tritt der Reisende lediglich dann auf, wenn sein Kindheitstraum nicht mehr erfüllbar erscheint, weil andere ihn vor ihm verdorben haben. Die Kritik an der Missionierung und dem Einfluss der bereits ansässigen Europäer bezieht sich zwar auf die Veränderung des Lebensraums Südsee und die Einschränkung der natürlichen Lebensbedingungen, zielt aber in erster Linie nicht auf die Auswirkungen für die indigene Bevölkerung, sondern auf die Konsequenz der nicht mehr vorhandenen Möglichkeit für den Reisenden selbst, (s)ein Paradies zu finden. Sein eigenes Agieren exakt nach den Mustern derer, die ihm das Paradies seiner Kindheit verdorben haben – der Überlegenheitsgestus gegenüber den als Kinder beschriebenen Indigenen, der als Geschenkaustausch beschriebene Warenhandel, die allgemein erotisierte Wahrnehmung indigener Frauen – weist ihn als den Kolonisator aus, von dem er sich mit seiner Kritik distanzieren will.

Es entsteht das Bild eines Raumes, in dem der europäische Südseeraum angesiedelt ist, und dessen äußeren Rand die für den europäischen Traum bereits verlorenen Inseln bilden. In der Mitte aber befindet sich ein noch existierendes Paradies, bestehend aus den Inseln Maiao und vor allem Imeo. Im Verlauf seiner Reise dringt Gerstäcker gleichsam von außen durch die bereits verlorenen Sandwichinseln in dieses noch bestehende Paradies ein und verlässt es wieder über das ebenso bereits verlorene Tahiti. In diesen äußeren Randzonen, die als ein den paradiesischen Kern umgebender Ring erscheinen, tritt Gerstäcker als Zivilisations- und, stärker noch im Fall von Tahiti, als Missionierungskritiker auf. Dagegen werden die Inseln Maiao und Imeo unter Rückgriff auf den Südseemythos als bestehende Paradiese wahrgenommen und bilden den ‚unverdorbenen‘ Kern dieses Raumes. Die mithilfe einer *rhetoric of othering* ins Spiel gebrachten Mytheme, Freiheit von Arbeitszwängen, attraktive Frauen und sexuelle Freizügigkeit, erhöhen noch die Anziehungskraft der paradiesischen Inseln für die Leser.⁹⁷ Gerade an diesem Punkt werden Unterschiede zwischen Tahiti-Roman und Reisebericht deutlich. So erkennt Dürbeck in *Tahiti* eine kritische Sicht auf die Verbindungen zwischen

⁹⁷ Dem entspricht Antje Harnischs Feststellung, dass „[m]ehr als die Kolonialherrschaft [...] die christliche Religion und die Missionare für jene Entfremdung verantwortlich gemacht [werden], die der Reisende in der zeitgenössischen Inselgegenwart erfährt“ (Harnisch 2007, 193).

Europäern und Insulanerinnen.⁹⁸ Im Reisebericht dagegen erfolgt keine ablehnende Beurteilung dieser Mischehen. Im Gegenteil werden sie hier als eine Möglichkeit, sich einen Platz im Paradies zu sichern, aufgezeigt.⁹⁹ Viele der auf Tahiti lebenden Franzosen seien mit Insulanerinnen verheiratet, was Gerstäcker rein informativ mitteilt.¹⁰⁰ Die in *Tahiti* von Dürbeck ausgemachte „Monotonie des Inseldaseins“¹⁰¹ entspricht zwar dem im Reisebericht geäußerten Vorbehalt gegenüber einem Leben auf den Inseln, stellt aber keineswegs einen grundsätzlichen Einwand gegen Verbindungen zwischen Europäern und Insulanerinnen dar. Insgesamt handelt es sich um ein eher knapp behandeltes Thema, das nur in wenigen Einzelbeispielen zur Sprache kommt und den allgemeinen Lebensbedingungen zugerechnet wird. Gerstäcker selbst befindet sich seinem Reisebericht nach auf Maiao und Imeo fast ausschließlich in Gesellschaft von Gruppen junger Frauen, die ihn bewundern und zum Bleiben bewegen wollen.¹⁰² Gerade der sexuelle Aspekt der Begegnung kennzeichnet die den Besucher leitende Einstellung als offensichtlich kolonialgeprägt.¹⁰³ Vor allem der intertextuelle Bezug zu *Lalla Rookh* ist im Hinblick auf Gerstäckers Prägung und seine diesbezüglichen Schilderungen aufschlussreich, erinnern diese Gruppen (beispielsweise in Verbindung mit den stark sexuellen Momenten in der Schilderung des Tanzes auf Imeo oder den Beschreibungen der Picknicks) doch sehr an orientalische Märchen von Haremsdamen und einem Frauenbild, das der (erotischen) Unterhaltung der Männer dient. Und wie an seiner Freude über die orientalische

⁹⁸ Vgl. Dürbeck 2007, 289, 294-296.

⁹⁹ Vgl. Gerstäcker 1853, 167.

¹⁰⁰ Vgl. ebd., 454.

¹⁰¹ Dürbeck 2007, 294. Die anderen beiden von Dürbeck im Roman herausgearbeiteten Positionen finden sich im Reisebericht nicht.

¹⁰² Vgl. Gerstäcker 1853, 324, 228, 311, 230.

¹⁰³ Vgl. Zantop 1999, 10f. Weller dagegen deutet Gerstäckers Motivation in der Begegnung mit den Frauen im Gegensatz zur Argumentation hier nicht als erotisches Interesse, sondern als „freundschaftlich-kameradschaftlichen“ Umgang, vgl. Weller 2015, 319. Nach Ansicht der Verf. ist aber ein persönliches Interesse an tatsächlichem sexuellem Kontakt nicht ausschlaggebend, um dieser „Ur-Fiktion“ (Zantop 1999, 10) anzuhängen, vielmehr zeichnet sich diese gerade durch ihre allgemeingültige, nicht individuelle, Gegenwart im Verhaltensrepertoire des europäischen Reisenden aus. Hierfür spricht auch die angesprochene anonyme und gleichzeitig homogenisierende Darstellung der Frauen, die unabhängig von der Intensität der Kontakte keinen Namen tragen, vgl. Anm. 51.

Romanze *Lalla Rookh* hält er trotz der mehrheitlich negativ gewonnenen Eindrücke an seinem konstruierten kolonialdiskursiven Bild fest: Auf seiner weiteren Reise benutzt er Mytheme des Südsee-Diskurses, um seine Ablehnung der australischen Ureinwohner zu verdeutlichen. In Band 4 seines Reiseberichtes, in dem er die Erlebnisse während seines Aufenthaltes auf dem australischen Kontinent schildert, schreibt er:

O mein schönes Imeo mit deinen Palmen und Guiavenschatten, mit deinen Orangen und Brodfrüchten, und deinen lieben freundlichen, schlanken und reinlichen Bewohnern – die Männer mit den offenen Gesichtern und kräftigen Gestalten, die Frauen mit den klaren schwimmenden Augen, den üppigen, glatt gekämmten und geölten Haaren und dem freundlichen Lächeln; und von dort wie mit einem Zauberschlag hierher verpflanzt zwischen die ewigen trostlosen Gummibäume und zwischen das schwarze, schmutzige, heimtückische, mordlustige Volk dieser Wälder – der Abstand war zu entsetzlich.¹⁰⁴

Er erinnert sich und seine Leser im weiteren Verlauf also nicht an die kritischen Eindrücke, die er gewonnen hat, sondern an die paradiesischen Zustände und tradiert so im kolonialen Diskurs weiter die Idee der paradiesischen Südsee.

Durch die intertextuellen Bezüge wird deutlich, dass das Bild, welches Gerstäcker mitbringt und tradiert, wenig mit Realität zu tun hat, sondern auf den europäisch geprägten Ideen der Fremde basiert. So können offensichtlich erscheinende Interaktionen wie der Tausch von Waren als großzügiges Verteilen mitgebrachter Geschenke gedeutet oder kolonialistisches Verhalten mit stereotypen Argumenten wie der kindlich-naiven Einstellung der unzivilisierten Völker gerechtfertigt werden. Die Diskrepanz zwischen einer vermeintlich umfassenden Bewunderung des freien Lebens und der Verurteilung von Unterschieden zum europäischen Ordnungsdenken beispielsweise scheint dem Besucher selbst gar nicht aufzufallen. Entsprechend wird die gesellschaftliche Relevanz des Verlusts an Ursprünglichkeit weniger stark betont als die persönlichen Verlusterfahrungen. Während die Kritik an den Folgen des Zivilisationskontaktes im Roman viel Raum beansprucht,¹⁰⁵ ist sie im Reisebericht Ergebnis einer

¹⁰⁴ Gerstäcker 1854, 86.

¹⁰⁵ Vgl. Dürbeck 2007, 292-294, 297-301.

Kompensation von Verlustgefühlen. Solange es sich noch um ein scheinbar tatsächlich erreichbares Paradies handelt, formuliert Gerstäcker hier deutlich unkritischer bzw. sogar befürwortend. Dies zeigt sich auch in seiner Zusammenfassung für den Auswanderungswilligen am Ende seiner Ausführungen, in der er nüchtern Vor- und Nachteile zusammenfasst und die Frage stellt, ob ‚der Deutsche‘ hier glücklich sein kann. Während er seine abschlägige Antwort mit der weiten Entfernung und der Enge der Inseln begründet, hebt er an anderen Stellen die Reichtums- und Erfolgsschancen deutlich hervor.¹⁰⁶ Dass dadurch wiederum der Untergang der paradiesischen Ursprünglichkeit beschleunigt wird, gehört zu den charakteristischen Paradoxien von Gerstäckers Projekt.

Literaturverzeichnis

- Ashcroft, Bill; Griffiths, Gareth; Tiffin, Helen: *Post-colonial studies. The key concepts*. 2. Aufl. London/New York 2009.
- Dürbeck, Gabriele: *Stereotype Paradiese. Ozeanismus in der deutschen Südseeliteratur*. Tübingen 2007 (= Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, Bd. 115).
- Dürbeck, Gabriele: „Meine wilden nackten Freunde im Stillen Meer.“ Ethnographie und Realismus in der deutschen Südseeliteratur“, in: *Magie der Geschichten: Weltverkehr, Literatur und Anthropologie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, hrsg. v. Michael Neumann und Kerstin Stüssel, Konstanz 2011, 93-111.
- Eickenboom, Christine: „Friedrich Gerstäckers und Hermann Becklers Reisebeschreibungen aus Australien“, in: *Die Welt auf Deutsch: Fremdenbilder und Selbstentwürfe in der deutschsprachigen Literatur und Kultur*, hrsg. v. Andrea Bandhauer, Tristan Lay, Yixu Lü, Peter Morgan, St. Ingbert 2017a (= Transpositionen/ Transpositions), 315-332.

¹⁰⁶ Vgl. Gerstäcker 1853, 468–473. Vgl. hierzu auch die Äußerung zur Reiseabsicht S. 104-105 bzw. oben, Anm. 21.

Eickenboom, Christine: „Ich dachte mir Australien so schön und frei“. *Fremde Welt – bekannte Utopie? Über die Wahrnehmung Australiens in der deutschen Literatur der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.* Würzburg 2017b.

Gerstäcker, Friedrich: *Reisen. Dritter Band. Die Südsee-Inseln.* Stuttgart und Tübingen 1853.

Gerstäcker, Friedrich: *Reisen. Vierter Band. Australien.* Stuttgart und Tübingen 1854.

Gerstäcker, Friedrich: *Die beiden Sträflinge. Australischer Roman. Erster Band.* Leipzig 1857.

Gerstäcker, Friedrich: „Geschichte eines Ruhelosen“, in: *Die Gartenlaube* 16 (1870), 244-247.

Hall, Anja: *Paradies auf Erden? Mythenbildung als Form von Fremdwahrnehmung: Der Südsee-Mythos in Schlüsselphasen der deutschen Literatur.* Würzburg 2008 (= Epistemata, Reihe Literaturwissenschaft. Bd. 638).

Harnisch, Antje: „Auf den Spuren des Utopischen: Friedrich Gerstäckers Reisen“, in: *Positive Dialektik. Hoffnungsvolle Momente in der deutschen Kultur. Festschrift für Klaus L. Bergahn zum 70. Geburtstag*, hrsg. v. Jost Hermand. Oxford [u.a.] 2007, 185-198.

Japp, Uwe: „Aufgeklärtes Europa und natürliche Südsee“, in: *Reise und Utopie. Zur Literatur der SpätAufklärung*, hrsg. v. Hans Joachim Piechotta. Frankfurt am Main 1976, 10-56.

Löhner, Elisabeth: „Tahiti“. *Ein Wunschbild. Von G. Forster bis Fr. Gerstäcker.* Phil. Diss. masch., Wien 1940.

Maler, Anselm: „Exotische Hütten. Im Paradies des Populärromans zwischen Restauration und Revolution“, in: *Literatur ist Utopie*, hrsg. v. Gert Ueding. Frankfurt am Main 1978, 189-219.

Maler, Anselm: „Friedrich Gerstäcker und die Südseelegende seiner Zeit“, in: *Ausbruch und Abenteuer. Deutsche und englische Abenteuerliteratur von Robinson bis Winnetou: Ausstellungskatalog*, hrsg. v. Kevin Carpenter, Bernd Steinbrink u. Dennis Butts. Oldenburg 1984, 83-88.

Maler, Anselm: „Deutsche Südseebilder. Von der arkadischen Vision zum ethnographischen Realismus“, in: *Galerie der Welt. Ethnographisches Erzählen im 19. Jahrhundert*, hrsg. v. Anselm Maler u. Sabine Schott, Stuttgart 1988, 83-96.

Melville, Herman: *Omoo oder Abenteuer im Stillen Ocean mit einer Einleitung, die sich den „Marquesas-Inseln“ anschließt und Toby's glückliche Flucht enthält*. Aus dem Englischen von Friedrich Gerstäcker. Leipzig, 1847.

Ostwald, Thomas: *Friedrich Gerstäcker. Leben und Werk: Biographie eines Ruhelosen*. Braunschweig, 2007.

Pratt, Mary Louise: “Scratches on the Face of the Country; or, What Mr. Barrow Saw in the Land of the Bushmen”, in: *Critical Inquiry* 12 (1985), 119-143.

Remy, Karl Heinz: *Primärbibliographie Friedrich Gerstäcker*. www.friedrich-gerstaecher.de/biobib/gerbib.htm (09.10.2017).

Said, Edward W.: *Orientalismus*. Frankfurt am Main/Berlin/Wien 1981.

Schott-Tannich, Sabine: *Der ethnographische Abenteuer- und Reiseroman des 19. Jahrhunderts im Urteil der zeitgenössischen Rezensenten*. Phil. Diss. masch., Kassel 1993.

Schwarz, Thomas: *Ozeanische Affekte. Die literarische Modellierung Samoas im kolonialen Diskurs*. Berlin 2015.

Steinbrink, Bernd: „Friedrich Gerstäcker“, in: *Deutsche Dichter. Band 6 Realismus, Naturalismus und Jugendstil*, hrsg. v. Gunter E. Grimm und Frank Rainer Max. [Nachdr.]. Stuttgart 1999 (= Universal-Bibliothek 8616), 45-50.

Voigt, Johannes H.: *Australien und Deutschland. 200 Jahre Begegnungen, Beziehungen u. Verbindungen*. Hamburg 1988.

Weller, Christiane: *Das fremde Ich. Begegnungen im pazifisch-australischen Raum*. St. Ingbert 2015 (= Transpositionen: Australische Studien zur deutschen Literatur, Philosophie und Kultur / Transpositions: Australian Studies in German Literature, Philosophy and Culture 6).

Zantop, Susanne: *Kolonialphantasien im vorkolonialen Deutschland (1770-1870)*. Berlin, 1999 (= Philologische Studien und Quellen 158).

Frank Vorpahl

Ulu im Umu: Von Forsters *Brodbaum* zu *Global Breadfruit*

Der Begründer der Fachrichtung *Kulinarische Ethnologie* an der Frankfurter Goethe-Universität, Marin Trenk, feiert Georg Forster in seinem jüngst erschienenen Streifzug durch unser globalisiertes Essen als rühmliche Ausnahme.¹ Mit Forster sei er endlich einmal auf einen frühen Südsee-Reisenden gestoßen, dem die *Essprovinz Ozeanien* imponiert habe: „Kaum hatten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Bougainville und Captain Cook die Inselwelt des Pazifik erkundet, wurde der Region ein rares Kompliment aus europäischem Munde zuteil: Hier schmecke etwas besser als zu Hause.“² Es war vor allem die Zubereitung der Speisen im Erdofen, von der Georg Forster in seiner *Reise um die Welt* schwärmt. Tatsächlich zieht sich Forsters Bewunderung für die polynesische Küche durch seinen gesamten Reisebericht und kommt dabei besonders gern auf die Kombination zweier Südseespezialitäten zu sprechen: *umu* und *ulu*, den schon erwähnten Erdofen (*umu*) und die Brotfrucht (*ulu*). Er schreibt: „Wir fanden die Tahitische Zubereitung der Brodfrucht, die [...] vermittelst heißer Steine in der Erde gebacken wird, unendlich besser als unsre Art sie zu kochen.“ (AA II, 236)

Dass der Kulinar-Ethnologe Trenk Georg Forster ein „erstaunliches Lob“ bescheinigt, das „wahrlich Seltenheitswert“ habe, macht zugleich die Kehrseite deutlich: Der Ethnologe stieß beim Durchstöbern historischer Reiseberichte nur selten auf Weltreisende, die die außereuropäische Küche für erwähnenswert oder gar lobenswert hielten. Georg Forster – die rühmliche Ausnahme im kolonialen Diskurs? Tatsächlich sind seine Urteile über Außereuropa mitunter widersprüchlich. Bleiben wir beim Kul-

¹ Trenk 2015, 239f.

² Ebd.

narischen, so muss man nur einmal in Georg Forsters Aufsatz *Über Leckereyen* von 1789 hineinlesen. Da heißt es:

Nur der Europäer kann [...] bestimmen, was ein Leckerbissen sey, denn nur er ist vor allen andern Menschen im Besitz eines feinen unterscheidenden Organs, und einer durch vielfältige Uebung erhöhten Sinnlichkeit, [...] Ihm fröhnen alle Welttheile mit ihren Erzeugnissen [...]. Er allein unterscheidet und classificirt die verschiedenen Arten des Geschmacks, [...] mit andern Worten: er (*der Europäer – d. V.*) hat wirklich einen leckeren Gaumen, und neben seinen Gastmälern besteht der Genuß, selbst einer chinesischen Tafel nur in einer unfläthigen Fresserey. (AA VIII, 168)

Ich habe Marin Trenks Lob für Georg Forster und das vollmundig eurozentrische Zitat aus Forsters *Leckereyen* an den Anfang gestellt, weil es die Fragestellung zuspitzt, die sich bei Überlegungen über Georg Forster in postkolonialer Perspektive grundsätzlich stellt, nämlich: Inwieweit hat Georg Forster als einer der ersten europäischen Universalgelehrten mit globalem Welterfahrungshorizont Anteil an der Legitimierung und Etablierung der weltweiten *kulturellen Hegemonie* der Europäer. Aufschlussreich ist Forster als intellektueller Akteur umso mehr, als das ideologische Stereotypen-Korsett des Westens, das Edward Said als koloniale Herrschaftsinstitution mit dem Begriff des Orientalismus gefasst hat, sich als kanonisches Gesamtkonzept Ende des 18. Jahrhunderts erst herausbildet, wie Said betont:

Nimmt man das späte 18. Jahrhundert als grob umrissenen Ausgangspunkt, so lässt sich Orientalismus als eine umfassende Institution für die Beschäftigung mit dem Orient diskutieren und analysieren [...] Ohne Orientalismus kann man die unglaublich systematische Disziplin nicht verstehen, mit Hilfe derer es der europäischen Kultur gelang, den Orient politisch, gesellschaftlich, militärisch, ideologisch, wissenschaftlich und imaginär in der an die Aufklärung anschließenden Epoche zu organisieren.³

Meine These: Trotz der Widersprüche, bei aller Ambivalenz, gibt es in den Schriften Georg Forsters eine eindeutige Tendenz, den europäischen Dominanzanspruch zu unterlaufen. Ich möchte das im Folgenden anhand von Forsters Blick auf die „Anderen“ in Polynesien zeigen, insbesondere

³ Vgl. Said 1978, 3. Mit Orient wird hier auch der pazifische Raum als Schauplatz kolonialer Expansion erfasst.

in Forsters intensiver Beschäftigung mit ihrem Grundnahrungsmittel – *ulu* – der Brotfrucht. Dies auch, weil Forster der Agro- und Hortikultur einen besonderen Stellenwert in der zivilisatorischen Entwicklung der Menschen einräumt:

Die Geschichte der Erzeugnisse des Erdbodens ist tief und innig in die Schicksale der Menschen und in den ganzen Umfang ihrer Empfindungen, Gedanken und Handlungen verwebt. Das Reich der Natur gränzt mit dem Bezirk einer jeden Wissenschaft, und es ist unmöglich jenes zu übersehen, ohne zugleich in diese hinüber zu blicken. (AA VI, Bd. 1, 80)

Nun begegnet man in der postkolonialen Diskursanalyse den Urhebern der großen europäischen Reiseberichte – ebenso wie den Enzyklopädisten vom Schlag eines Diderot – mit gehöriger Skepsis. Wohl zu Recht, um auf Forsters Verdikt „Nur der Europäer [...] kann bestimmen, was ein Leckerbissenn sey“ zurückzukommen. Wer nach archetypischen Mustern eines eurozentrischen Weltbildes sucht, wird sie bei Georg Forster selbstredend finden, denn natürlich ist er – sind beide Forsters: Vater und Sohn – Kinder ihrer Zeit: Aufklärer, Vernunftanbeter, Wissenschaftsgläubige – Akteure eines *europäischen* Welterkennungsnetzwerks. Als solche wirken sie publizistisch unermüdlich in die gelehrte Welt hinein. Nach ihrer dreijährigen Reise um die Welt an Bord von Captain Cooks Schiff sind sie zudem die meistgereisten Deutschen ihrer Zeit. Wer, wenn nicht sie, hätte die Kompetenz, zu vergleichen, zu klassifizieren, zu urteilen, zu werten: „*Il fault au voyageur un but & du génie*“ heißt nicht zufällig ein von Johann Reinhold Forster gern zitiertes Motto, das einen engen Zusammenhang von Geist und Reisen behauptet.⁴

Als Cooks Reisebegleiter hat Georg Forster aber nicht nur die privilegierte Position eines Ausdeuters der bedeutendsten britischen Entdeckungsfahrt des 18. Jahrhunderts inne, sondern besitzt so genügend Reputation, um auch andere europäische Expeditionen rund um den Globus zu kommentieren – sei es als Autor oder Übersetzer.⁵ Fast zwei Jahrzehnte lang verfügt Georg Forster so über eine nicht geringe Deutungshoheit, was

⁴ Vermutlich von J. R. Forster zitiert aus den poetischen Abhandlungen Friedrich des Großen (vgl. Friedrich II. 1860, 83).

⁵ So übersetzte und veröffentlichte Georg Forster etwa William Bligh's *Reise in das Südmeer*, den ersten Bericht über die Meuterei auf der *Bounty* in Deutschland, der 1791 im *Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen* erschien (vgl. Bligh 1791, 18f.).

ferne Länder und fremde Kulturen angeht. Wie Georg Forster davon Gebrauch macht, wird grundlegend im Reisebericht des 22-Jährigen deutlich.

In seiner *Reise um die Welt* finden sich zunächst die üblichen Versatzstücke der abendländischen Erzählungen von der Fremde. Es geht um Kannibalismus – hier vor allem auf Neuseeland (vgl. AA II, 402ff.). Und die sexuelle Freizügigkeit der Südsee-Insulanerinnen – hier besonders auf Tahiti:

Mit alle dem bleibt es immer ein sonderbarer Zug in dem Character der südlichen Insulaner, dass unverheirathete Personen sich ohne Unterschied einer Menge von Liebhabern preis geben dürfen! Sollten sie denn wohl erwarten, dass Mädchen, welche den Trieben der Natur Gehör und freyen Lauf gegeben, bessere Weiber würden als die unschuldigen und eingezogenen? (AA II, 363)

Immerhin: der Aufklärer Forster fragt – nach Vernunftsgründen. Auch hebt ihn von anderen Reisechronisten seiner Zeit und seinen Vorgängern ab, dass er etwa in seinen Reflexionen über den Kannibalismus der Maori sofort den Vergleich zu den barbarischen Kriegspraktiken in Europa heranzieht:

Wir selbst sind zwar nicht mehr Cannibalen, gleichwohl finden wir es wieder grausam noch unnatürlich zu Felde zu gehen und uns bey Tausenden die Hälse zu brechen, blos um den Ehrgeiz eines Fürsten, oder die Grillen seiner Maitresse zu befriedigen [...] Ist es aber nicht Vorurtheil, daß wir vor dem Fleische eines Erschlagenen Abscheu haben, da wir uns doch kein Gewissen daraus machen ihm das Leben zu nehmen? [...] Was ist der Neuseeländer, der seinen Feind im Kriege umbringt und frisst, gegen den Europäer, der, zum Zeitvertreib, einer Mutter ihren Säugling, mit kaltem Blut, von der Brust reißen und seinen Hunden vorwerfen kann? (AA II, 407)

Georg Forster verweigert so die moralische Herabsetzung der Maori-Kultur und schiebt damit der Beschwörung einer zivilisatorischen Überlegenheit der Europäer einen Riegel vor.

Ungewöhnlich auch Georg Forsters Umgang mit dem Topos der sexuellen Freizügigkeit der Frauen Tahitis. Hier konterkariert Forster das Bild der liebeshungrigen Aphrodite, das der französische Seefahrer Bougain-

ville heraufbeschworen hatte.⁶ Als Übersetzer des Bougainvilleschen Reiseberichts aus dem Französischen ins Englische kannte Forster dessen erotische Schwärmerei en détail.⁷ Statt also wie Bougainville mythische Männerphantasien zu bemühen, sucht Georg Forster nach rationalen Erklärungen dafür, warum sich so viele Insulanerinnen bereitwillig mit den britischen Matrosen einlassen. In seiner *Reise um die Welt* kommt er zu dem Schluss, dass die Frauen Tahitis ihren Körper zum einen als Tauschobjekt anbieten, um an europäische Waren zu kommen, an die in Polynesien unbekannten Baumwoll- und Leinenstoffe zum Beispiel (vgl. AA II, 223), oder an Nägel oder Äxte für ihre Männer (vgl. ebd.). Zudem aber hält Forster ein besonderes Phänomen fest: Dass nämlich Kinder mit hellerer Hautfarbe auf Tahiti die Chance haben, direkt in die Königskaste aufzurücken (vgl. AA II, 273). Daher das Verlangen junger Tahitianerinnen nach den hellhäutigen britischen Matrosen. Sozialer Aufstieg aber ist ein auch in Europa nachvollziehbares Motiv – der Mythos der Wollust mithin entzaubert.

Wie in Bezug auf den Kannibalismus relativiert Forster das wilde Treiben auf Tahiti durch einen Blick zurück nach England: Ihm sei es so vorgekommen, schreibt Forster, „als ob wir nicht zu *Tahiti*, sondern zu *Spithead* vor Anker gelegen hätten“ (AA II, 408).

„Die Tahitischen Buhlerinnen“ seien „im Grunde minder frech und ausschweifend als die gesitteten Huren in Europa.“ Damit aber bestreitet Forster einmal mehr die moralische Überlegenheit der Europäer gegenüber den „Anderen“ (ebd.). Genauer: der 18-jährige Pfarrerssohn hält die einen für so verderbt wie die anderen.

Natürlich lassen sich in Forsters *Reise um die Welt* auch Gegenbeispiele finden, man denke nur an seine kaum verhehlte Abscheu vor den Ureinwohnern Feuerlands. Als Autor der Reise um die Welt legte Georg Forster

⁶ Jean-Antoine Watteau schuf 1717 mit seinem Gemälde *L'Embarquement pour Cythère* ein besonders populäres Werk, das freizügige Damen im Liebesspiel auf Kythira, der „Insel der Aphrodite“, imaginerte. Als der Seefahrer Bougainville Tahiti 1768 erstmals für die französische Krone in Besitz nahm, knüpfte er an Watteau an und nannte die Insel *Île de la Nouvelle Cythère*. Indem er Tahiti eine „neu-kytherische Insel“ nannte, befeuerte er den Mythos der sexuellen Libertinage der Tahitianerinnen (vgl. Bougainville 1771, 156).

⁷ Georg Forsters Übersetzung erschien 1772 unter dem Namen seines Vaters (vgl. Bougainville 1772, 3).

das antiken-berauschte Schönheitsideal der Aufklärungsära nicht nur auf die physische Beschaffenheit der eben entdeckten Männer und Frauen an, sondern beurteilte auch den Wohlklang der Sprache nach diesem Muster. So schrieb er von der unangenehmen Stimme und über das „häßliche, stets offene Maul“ der „Pesseräh“ an den Küsten Feuerlands, die ihn schaudern ließen (vgl. AA III, 381). „Diese Züge machten zusammen genommen, das vollständigste und redendste Bild von dem tiefen Elend aus, worinn dies unglückliche Geschlecht von Menschen dahinlebt“, hielt er fest (ebd.).

Das Grußwort „Pesseräh“ – für Georg Forster war es nicht nur eine Vokabel mehr auf der Wortliste, sondern diente ihm, entgegen seiner sonstigen Maxime, zur Bezeichnung des ganzen Volkes. Dagegen entging ihm, dass sich die Bewohner Feuerlands am Kap Hoorn selbst keineswegs *Pesseräh*, sondern *Yamaná* nannten.

Doch bilden solche „Tiefpunkte“ in der Wahrnehmung und Deutung des „Fremden“ in Forsters Reisebericht die Ausnahme. Die Tendenz, dem Anderen auf Augenhöhe zu begegnen, ist unzweideutig. In seinem 1787 in Wilna verfassten Essay *James Cook der Entdecker* postulierte Forster diese seine grundlegende Einsicht, nämlich:

daß die Natur des Menschen zwar überall klimatisch verschieden, aber im ganzen, sowohl der Organisation nach, als in Beziehung auf die Triebe und den Gang ihrer Entwicklung, spezifisch dieselbe ist.⁸

Einerseits ist da der Glaube an die Idee der Gleichheit, die Forster sich hier ein Jahrzehnt vor der französischen Revolution im intellektuellen Diskurs seiner Zeit zu eigen macht. Hinzu tritt ein nicht weniger wichtiges Vermögen, nämlich: die originäre Leistung der fremden Kultur zu erkennen und anzuerkennen, sie zu würdigen.

Ein Paradebeispiel dafür ist Forsters intensive Beschäftigung mit der Brotfrucht, die uns heute als ein Stück Natur erscheinen mag, tatsächlich aber ein Kulturprodukt ist. In Forsters Schreiben nimmt die Brotfrucht von Anfang an einen prominenten Platz ein, Vater und Sohn beeilten sich

⁸ Vgl. Georg Forster 2008, 93. Diese Einheit des Menschengeschlechts voraussetzend, entwarf Georg Forster eine an den Fortschritt der Aufklärung gekoppelte Vision der unblutigen Kolonialisierung des Pazifikraumes – sah aber ebenso die Gefahr des kolonialen Untergangs der Völker der Südsee (vgl. Vorpahl 2008, 162).

auch, als botanische Entdecker der Brotfrucht (*Artocarpus communis*) in die Geschichte einzugehen, was ihnen schließlich gelang.⁹ In seiner Reise um die Welt setzt Georg Forster den Brotfrucht-Baum als erste Pflanze Tahitis – ja als erste Spezies des tropischen Polynesiens überhaupt – an den Beginn seines Hauptstücks über die Ankunft der *Resolution* am Sehnsuchtsort Tahiti:

Ein Morgen war's, schöner hat ihn schwerlich je ein Dichter beschrieben, an welchem wir die Insel O-Tahiti, 2 Meilen vor uns sahen. [...] Waldgekrönte Berge erhoben ihre stolzen Gipfel [...] Vor diesen her lag die Ebene, von tragbaren Brodfrucht-Bäumen [...] beschattet [...]. (AA II, 217f.)

Und immer wieder – insgesamt 71 Mal – kommt Georg Forster in der *Reise um die Welt* auf die Brotfrucht zu sprechen: Drei solcher Bäume seien hinreichend, schreibt er, um einen Tahitianer „drey Viertheile des Jahres hindurch, Brod und Unterhalt zu geben! Was er davon nicht frisch weg essen kann, wird gesäuert, und als ein gesundes, wohlschmeckendes Nahrungsmittel, für die übrigen Monathe aufbewahret“ (AA III, 87). Auf der Tonga-Insel Eua bewundert er die Schönheit der langen Brodfrucht-Alleen, auf Huahine die ausladenden Kronen als Schattenspender und auf den Marquesas, schreibt er, seien die Brotfrüchte „größer und wohlschmekkender als irgend sonstwo“ (AA III, 27). Forster notiert, dass Brotfruchtbrei – *Mahei* – sich bestens als Babynahrung eigne, und der Stamm des Brotfrucht-Baums gut zum Dachbalken tauge (vgl. AA II, 149). Sogar der Wissenschaft diene der Brotfruchtbaum, denn das polynesische Kalenderjahr richte sich an einer Spanne von sieben Monaten aus, in denen man die Brotfrucht ernte: *pa ure* – Brotfruchtzeit – heiße sie auf Tahiti (vgl. AA VI, Bd. 1, 74).

In seiner Dissertation *Botanischer Bericht über essbare Pflanzen auf den Inseln des Pazifik*,¹⁰ mit der Georg Forster 1785 in Halle zum Doktor der Medizin promoviert wurde, setzt er die Brotfrucht auf Rang 1 der 24 von

⁹ Dies gelang ihnen, indem die Forsters nach der Rückkehr von der zweiten Cookschen Weltumsegelung die Entdeckung der Brotfrucht durch den raschen Druck ihrer *Characteres generum plantarum* für sich reklamierten, sodass die Brotfrucht nach ihnen als *Artocarpus communis* J.R. & G.Forst. benannt ist.

¹⁰ Die Arbeit ist in Latein verfasst, der Titel lautet „De Plantis Escvlentis Insularvm Oceani Avstralis Commentatio Botanica“. Sie wurde 1786 in Berlin veröffentlicht (vgl. AA VI, Bd. 1, 1ff.).

ihm als essbar klassifizierten Pflanzen. Er würde „die Brotfrucht ohne Zögern zu der wohl schmeckenden Art der pflanzlichen Nahrungsmittel rechnen“, schreibt er im Vorwort. Und weiter: „Die Häuptlinge jedenfalls betrachten sie als Leckerbissen [...].“¹¹ Schon ein Jahr zuvor, 1784 in Kassel, verfasste Georg Forster den umfangreichen Aufsatz *Der Brodbaum*. Seine Begründung für diese scheinbar botanische, tatsächlich aber philosophische Arbeit:

Durch die neueren Entdeckungsreisen lernte man mit Bewunderung, daß die Bewohner des großen Inselmeeres, zwischen Asien und Amerika, von diesem Baume eine Speise pflücken, die dem menschlichen Körper [...] so angemessen ist, als unser Waizen und Roggen ; [...] wobey sie langes Leben und eine Fülle der Gesundheit genießen.¹²

Das Forstersche Loblied auf den Brotbaum, das sich in den drei genannten Schriften keineswegs erschöpft, scheint zunächst eine Hymne auf die Natur und ihre für den Menschen so nützlichen Geschenke zu sein. Tatsächlich aber zeigt Georg Forster insbesondere in seinem Essay *Der Brodbaum*, dass die Brotfrucht eine Kulturleistung der Polynesier darstellt. Die Polynesier nämlich hätten entdeckt, daß der Brodbaum eine Perfectibilität besitzt, welche sich nur vermittelst der fleißigsten Kultur entwickeln kann (vgl. AA VI, Bd. 1, 65). Am Ende sei es ihnen gelungen, aus der ursprünglich stachligen Brotnuss – die aus einer großen Nuss und wenig Fruchtfleisch besteht – mittels jahrhundertelanger gärtnerischer Kultivierung stachellose Brotfrüchte zu züchten, die keine Samen, sondern nur noch Fruchtfleisch enthielten (vgl. AA VI, Bd. 1, 67).

Anstatt wie ehedem, aus wenig mehr als der Rinde und dem innern Strunk zu bestehen, wuchsen sie zu einem Durchmesser von 10 bis 12 Zollen hinan,¹³ und erhielten [...] ein zartes, mehliges Fleisch. (Ebd., 74)

¹¹ Ebd., 10f.

¹² Forster verwies hier auch auf den Deutschen Eberhard Georg Rumph, der als erster Europäer vom Brotfrucht-Baum berichtet hatte: „Billig hätte dasjenige, was der unermüdliche Hanauische Naturforscher, Georg Eberhard Rumph, in seinem so kostbaren als unentbehrlichen Kräuterbuche von Amboina über diesen Gegenstand zusammentrug, größere Aufmerksamkeit erregen müssen.“ (AA VI, Bd. 1, 74; vgl. auch: Rumph 1750, 2ff.)

¹³ Vermutlich preußische Zoll, d.h. pro Zoll 2,3165 cm. Demnach 23 bis 27 cm große Brotfrüchte.

Was Forster als staunenswerte Leistung der fernen Südsee-Kultur vermittelte, hat wohl in vorindustrieller Zeit unter seinen Zeitgenossen einen noch größeren Eindruck hervorgerufen als heute. Wie verlockend die Brotfrucht selbst für Europäer sein konnte, machte Georg Forster in seiner *Reise um die Welt* deutlich. Warum wollte ein Brite lieber für immer auf Tahiti bleiben, als nach Hause zurückzukehren, fragt Forster angesichts der Desertion eines Matrosen von Captain Cooks Schiff. Für Forster hat das vor allem mit der Alternative zwischen dem immer wieder von Hungersnöten heimgesuchten Europa und einer Welt voller Brotfrüchte zu tun.

Das höchste Glück, welches er (*der Matrose – d. V.*) vielleicht in Engelland hätte erreichen können, versprach ihm lange nicht so viel Annehmlichkeiten, [...] als ein ganz gemeiner Tahitier zu leben, [...] wie glücklich, wie ruhig lebt nicht der! Zwey oder drey Brodfruchtbäume, die [...] fast eben so lange tragen, als der, welcher sie gepflanzt hat, leben kann. (AA II, 86f.)

Hunger ist das große Thema der Europäer zur Zeit Forsters, zumal im Siebenjährigen Krieg in Preußen, auch in England und Frankreich. Aufstände und Revolutionen brechen infolge katastrophaler Ernährungslagen aus. Ganz anders auf Tahiti und den Gesellschaftsinseln – Forster hält sie in dieser entscheidenden Frage für überlegen. Für überlegen infolge einer Kulturleistung der Polynesier – der *Zähmung der Brotfrucht* –, wie Forster es nennt.

Einen *Natur-Anthropologen* nennt Jürgen Goldstein Georg Forster in seiner jüngsten Arbeit über den Welterkunder sehr zutreffend, da er „seine Annahmen über den Menschen aus der Anschauung gewinnt. [...] Was der Mensch ist, so seine Konsequenz, lässt sich allein durch Beobachtungen und Erfahrungen erschließen“.¹⁴ Genauso sieht und beurteilt Forster aber nicht nur die Gattung Mensch in Außereuropa, sondern auch deren Kultur. Vielleicht lässt sich sogar sagen, dass es die Natur-Anthropologie Forsters war, die ihn so oft davor bewahrte, den Stereotypen europäischer Dominanz im kolonialen Diskurs seiner Zeit zu verfallen.

Was die Brotfrucht betrifft, so führt genaues Anschauen und Beobachten Forster schließlich zur Erkenntnis der größten kulturellen Leistung der Polynesier: ihrer erfolgreichen Migration in den gesamten Pazifikraum.

¹⁴ Goldstein 2015, 83.

Forster beobachtet nämlich, dass auf Tahiti der gesäuerte Brotfruchtbrei wie *Pumpernickel* gebacken oder fermentiert als unverderblicher Proviant für lange Seefahrten mitgeführt wird.¹⁵ Da die samenlose Brotfrucht sich aber nicht selbst ausbreiten kann, sondern nur durch das Eingreifen des Menschen vermehrt wird – sie ist ja ein Kulturprodukt, wie die Forsters herausgefunden haben –, gibt es nur einen Schluss: die Ausbreitung der samenlosen Brotfrucht in der Südsee ist die Folge der Migration der Polynesier. Kombiniert mit weiteren Einzelbeobachtungen wagt Forster schließlich die These, „daß der Brodbaum ursprünglich in die näher an Asien gränzenden Inseln zu Hause gehört, und nur von Menschen weiter ostwärts gebracht worden ist.“ (Vgl. AA VI, Bd. 1, 67) Erstaunlich an Forsters Theorie ist erstens, wie er sie gewinnt: Nämlich aufgrund seiner botanischen und völkerkundlichen Erkenntnisse – *naturanthropologisch*. Und zweitens, was er da enthüllt: nämlich die staunenswerteste Leistung der Polynesier, die Besiedlung der riesigen Weiten des Pazifik, eine äußerst komplexe Sache. Da kommen Seefahrzeuge, Navigationskunst, die Versorgung mit Wasser und Lebensmitteln an Bord und nicht zuletzt die Entscheidung zusammen, welche Utensilien eigentlich für den Neustart auf unbekanntem Terrain notwendig sind. In seinem Aufsatz *Der Brodbaum* kombiniert Georg Forster diese komplexe zivilisatorische Leistung der Polynesier mit ihrer Voraussetzung: der Zähmung der Brotfrucht, ihrer Verwandlung vom Natur- in ein (samenloses) Kulturprodukt. Als solche ist die Brotfrucht Grundnahrungsmittel, Proviant während der Völkerwanderung zur See, Voraussetzung für den erfolgreichen Neustart auf fernen Inseln. Für Georg Forster sind die Polynesier Angehörige einer Kultur, die sich ihren zivilisatorischen Fortschritt selbst erworben haben, keine bloß klimatisch Begünstigten. Eine ungewöhnliche Sicht im kolonialen Diskurs seiner Zeit.

Dass die Entdeckung dieser Kultur durch Captain Cook für die Polynesier die Gefahr heraufbeschwor, „Sklave eines europäischen Räubers“ zu wer-

¹⁵ In seiner *Reise um die Welt* berichtet Georg Forster denn auch von der Versorgung des Tahitianers O-Hedidi mit Brotfruchtbrei: „Der größte Theil dieses Zuspruchs galt unserm neuen Reisegefährten O-Hedidi, der gestern mit an Bord gegangen war. Alle seine Freunde und Bekannten drängten sich nun noch herbei und brachten ihm eine Menge Zeug, imgleichen eine gute Provision gegohrnen Brodfrucht-Teig zum Unterhalt auf die Reise. Dieser Teig ist eins der besten Nahrungsmittel.“ (AA II, 334)

den – darüber machte sich Georg Forster keine Illusionen (vgl. AA VI, Bd. 1, 60).

Ein Glück, (für den Tahitianer – d. V.) [...] daß der Baum, der ihm Schatten und Obdach, Kleidung und Speise gewährt, sein ganzer Reichthum ist. [...] Aber was sage ich? Hatten die Ureinwohner der Marianeninseln mehr als dieses Brod? Und welcher gerechten, weisen, menschenfreundlichen Staatskunst gelang es, [...] diese sechzigtausend wackern Naturmenschen bis auf 800 gepeinigte und zur Verzweiflung getriebene Seelen [...] zu vertilgen. (Ebd.)

Forster antizipierte insofern, wie bedroht die Brotfrucht-Paradiese der Südsee durch die Europäer waren. Dass die Brotfrucht zur Legende wurde, verdankt sich am Ende jedoch nicht ihrer Anerkennung als polynesische Kulturleistung im Sinne Forsters. Im Gegenteil: In der Meuterei auf der *Bounty* fungiert die Brotfrucht als Symbol der Unterdrückung. Die 1015 Brotfrucht-Schösslinge, die William Bligh 1789 auf Tahiti an Bord nahm, um sie in die Karibik zu bringen, waren schließlich für Sklaven bestimmt. Und die Rebellion auf der *Bounty* brach angeblich aus, weil Captain Bligh eher seine Crew als nur einen Brotfrucht-Setzling verdursteten lassen wollte. Als es Bligh 1793 auf seiner zweiten Brotfrucht-Fahrt dann doch noch schaffte, Hunderte Töpfe mit Brotfruchtbäumen auf die Antillen zu bringen, sollen die Sklaven das Essen von Brotfrüchten strikt abgelehnt haben. Aber dieser Schluss verdankt sich vielleicht nur dem Wunsch nach einer guten Pointe. Fest steht, dass die Meuterei auf der *Bounty* – den Deutschen übrigens vermittelt durch *William Bligh's Reise in das Südmeer*, die Übersetzung Georg Forsters – als große Erzählung des Kolonialzeitalters im europäischen Bewusstsein verankert ist.¹⁶ Der Klassiker unter den Geschichten vom Aufbegehren weißer Männer in der Südsee. Dagegen hatte Georg Forsters Erzählung von den Polynesiern und ihrem *Brodbau* – die große Geschichte der anderen, der außereuropäischen Kultur – keine Chance. Bald nach ihrer Entdeckung fanden sich die meisten Inseln der Südsee als europäische Kolonien wieder. Wer heute nach Tahiti oder Neukaledonien reist, wird überall *Steak Frites* nach Pariser Vorbild bekommen, aber kaum *Ulu*, die Brotfrucht, und schon gar nicht aus dem *Umu*.

¹⁶ Georg Forster 1793, 2ff.

„Mit Ozeanien haben wir die einzige Essprovinz vor uns, die durch die globalen Entwicklungen ernsthaft unter Druck geraten und in ihrer Identität bedroht ist“, schreibt der kulinarische Ethnologe Marin Trenk.¹⁷ Doch gibt es seit einigen Jahren eine bemerkenswerte praktische Gegenbewegung, eine nichtkommerzielle Initiative, die sich *Global Breadfruit* nennt. Die Initiatorin, die US-Amerikanerin Diane Ragone, hat ihre gesamte wissenschaftliche Laufbahn mit der Brotfrucht verknüpft, in drei Jahrzehnten über 120 Unterarten der Brotfrucht auf 34 Pazifik-Inseln gesammelt und auf der hawaiianischen Insel Kauai im National Tropical Botanical Garden ausgepflanzt. 2003 gründete sie dort ein *Breadfruit Institute* und startete in Kooperation mit Universitäten, NGOs und privaten Sponsoren die *Global Breadfruit Initiative*, um die Brotfrucht zu revitalisieren. *Ma'afala* heißt eine besonders proteinhaltige Unterart aus Samoa, von der seit 2009 über 50.000 Bäume in 31 Ländern ausgepflanzt wurden, 50.000 Pflanzen in sechs Jahren. Diese enorme Pflanzenzahl kommt indes nur zustande, weil *Ma'afala* mit modernsten Methoden im Labor vermehrt wird – nicht durch Gen-Manipulation, sondern durch effektive Schösslings-Vermehrung in einem Labor in der Forster-Stadt Mainz. Zur Pflanzreife großgezogen werden die kleinen Brotfrucht-Setzlinge in Gewächshäusern einer Gärtnerei im schwäbischen Vaihingen an der Enz. Von Deutschland aus nehmen die kleinen Brotfruchtbäume ihren Weg in die ärmsten Länder dieser Welt – nach Pakistan, Haiti oder Liberia. Dort hat der hortikulturelle Transfer zwei wichtige Effekte: Erstens dienen sie der Wiederaufforstung entwaldeter Flächen, zweitens als langfristige Nahrungsmittelreserve. Ein Brotbaum kann vier Personen fast über das ganze Jahr – immerhin 50 Jahre lang – ernähren. Aber auch in Polynesien selbst, auf Tahiti und Hawaii, hat „*Global Breadfruit*“ inzwischen Hunderte Brotfrucht-Bäume gepflanzt, dazu ein Kochbuch mit 300 Rezepten herausgegeben und online gestellt. Aus postkolonialer Perspektive gesehen ist Georg Forsters Begeisterung für die Brotfrucht im Heute angekommen. Und vielleicht wächst mit dieser kulinarischen Renaissance auch das Interesse an jener Kultur, die die Brotfrucht einst *gezähmt* hat.

¹⁷ Trenk 2015, 241.

Literaturverzeichnis

Bligh, William: „William Bligh's, Captain der Großbritannischen Flotte, Reise in das Südmeer, welche mit dem Schiff ‚Bounty‘ unternommen worden ist, um Brotbäume nach den Westindischen Inseln zu verpflanzen“, in: Forster, Johann Reinhold (Hrsg.): *Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen, aus fremden Sprachen übersetzt, und mit erläuternden Anmerkungen begleitet*, Bd. 5, Berlin, 1791.

Bougainville, Louis Antoine de: *Voyage autour du monde par la frégate du roi La Boudeuse et la flûte L'Étoile*, Paris, 1771.

Bougainville, Louis Antoine de: *A voyage round the world. Performed by order of His Most Christian Majesty, in the years 1766, 1767, 1768, and 1769. By Lewis de Bougainville, Colonel of Foot, and Commodore of the Expedition, in the Frigate La Boudeuse, and the Store-Ship L'Etoile. Translated from the French by John Reinhold Forster*, Dublin, 1772.

Forster Georg: „Vorwort“, in: *William Bligh's Reise in das Südmeer, welche mit dem Schiffe Bounty unternommen worden ist, um Brotbäume nach den Indischen Inseln zu verpflanzen*, Berlin, 1791, I-VII.

Forster, Georg: *James Cook, der Entdecker und Fragmente über Capitain Cooks letzte Reise und sein Ende. Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Frank Vorpahl. Mit Farbtafeln von Forsters eigener Hand*, Frankfurt am Main, 2008.

Friedrich II. (König von Preußen): *Poésies du Philosophe de Sans-Souci*, Bd. 2., Sans-Souci, 1860.

Goldstein, Jürgen: *Zwischen Freiheit und Naturgewalt*, Berlin, 2015.

Rumph, Eberhard Georg: *Het Amboinsch Kruid-Boek, Dat Is, Beschryving Van De Meest Bekende Boomen, Heesters, Kruiden, Land-en Water-Planten, Die Men In Amboina, En De Omleggende Eylanden Vind*, Amsterdam, 1750.

Said, Edward W.: *Orientalism*. New York, 1978.

Trenk, Marin: *Döner Hawaii. Unser globalisiertes Essen.* Stuttgart, 2015.

Vorpahl, Frank: „Der Seefahrer, sein Chronist und die Entdeckung der Natur des Menschen“, in: *James Cook der Entdecker und Fragmente über Capitain Cooks letzte Reise und sein Ende.* Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Frank Vorpahl, Frankfurt am Main, 2008.

Der „Gesichtspunkt“¹ des Fremden? Die Kapkolonie in Forsters *Reise um die Welt* (1778/80) und Willebrands *Geschichte eines Hottentotten* (1773)

I Einleitung

Als erste Station auf dem Seeweg nach Ostindien nimmt die Südspitze Afrikas traditionell die Position eines ersten außereuropäischen Aufenthalts des jeweiligen Reisenden ein; nicht zuletzt aufgrund dieser Tradition handelt es sich um ein geläufiges Sujet auch der deutschsprachigen Reiseliteratur des 18. Jahrhunderts; und an derselben Position erscheint die Kapkolonie auch in Georg Forsters *Reise um die Welt*.² Als Schauplatz für fiktionale Literatur wird diese Region zumindest in Deutschland jedoch geradezu auffällig selten erwähnt – erst vor ungefähr einem Jahrzehnt entdeckt Frederick Hale Christian Ludwig Willebrands *Geschichte eines Hottentotten, von ihm selbst erzählt* als „The First German Novel about South Africa“.³ Gemeinsam ist beiden Texten ihr Pioniercharakter für das Gesamtwerk des jeweiligen Verfassers, insofern als sie frühe literarische Versuche junger Autoren darstellen.⁴ Dieser Umstand macht beide Texte für den vorliegenden Vergleich interessant, da sowohl Forster als auch

¹ AA II, 78.

² Vgl. dazu neben Neumann 1994, 527, und Jaeger 2007, 312, insbesondere Griep 1994, 103f.

³ Hale 2007, 149, während Pakendorf 1984, 88, Willebrand noch nicht erwähnt; der anonym erschienene Roman wird Willebrand bereits bei Hamberger u. Meusel 1784, 221, zugeschrieben. Die *Geschichte eines Hottentotten* wird nach der Ausgabe Willebrand 2015 in der Folge im Fließtext unter Verwendung der Sigle „GH“ zitiert.

⁴ Zu Willebrands poetologischer Programmatik vgl. neben den in Weber 1981, 353-381, abgedruckten Passagen insbesondere Hahl 1971, 14, und Berthold 1993, 271.

Willebrand mit einem zentralen Element narrativer Texte experimentieren: der Perspektive, die der Erzähler zum erzählten Geschehen einnimmt. Gemeinsam ist beiden Texten dabei die Form der Ich-Erzählung, die ein Maximum an unmittelbarer Wiedergabe einer durch Augenzeugenschaft beglaubigten Handlung suggeriert und in dieser Zeit im Briefroman – in der deutschen Literatur durch die erste Auflage der *Leiden des jungen Werthers* vertreten – einen neuartigen Gipfelpunkt erreicht, auf den auch Christian Fürchtegott Gellert, Willebrands zentrales Vorbild als Schriftsteller,⁵ im *Leben der Schwedischen Gräfinn von G**** hinarbeitet. Die Parallelen zum Aufstieg des Reiseberichts in den Rang eines literarisch anspruchsvollen Textes, der mit dem Namen Georg Forster untrennbar verbunden ist,⁶ lassen einen Vergleich des Experimentierens mit Erzählperspektiven im Werk der beiden Autoren nicht zuletzt aufgrund des identischen Sujets – einer zwar weit entfernten, aber durch eine lange Kolonialisierung recht bekannten Region, in der zudem mit den Niederlanden eine den beiden norddeutschen Protestanten kulturell nahestehende Macht aktiv ist – sinnvoll erscheinen. Wo sich trotz der gänzlich unterschiedlichen persönlichen Voraussetzungen der beiden Verfasser – Forster als bereits zum Zeitpunkt des Aufenthalts in Kapstadt weitgereister und früh literarisch tätiger Autodidakt und Augenzeuge, Willebrand als Student, dessen Interessen im literarischen Bereich liegen und dessen Aktionsradius vom Wohnort Hamburg und dem Studienort Halle an der Saale weitgehend begrenzt wird⁷ – gemeinsame Bezüge auf einen restriktiven kolonialen Diskurs ergeben, darf dessen Bedeutung für das Ringen um einen narrativen Blickwinkel wohl als gesichert gelten.

II Eine aufklärerische Musterkolonie unter verschiedenen Gesichtspunkten

Forsters Bericht setzt mit einem Vergleich zwischen dem Kap und den zuvor besuchten portugiesischen Kolonien ein, der keinen Zweifel an den Präferenzen seines Verfassers zulässt:

⁵ Vgl. dazu neben Weber 2011, 427, und Müller 2013, 672, auch Ullrich 2015, 30.

⁶ Vgl. dazu neben Hentschel 1992, 572f., und Weissenberger 1997, 50, auch Fischer 2006, 174.

⁷ Vgl. zu Willebrands Biographie v.a. Müller 2013, 673.

Der merkliche Unterschied zwischen dieser Colonie und der Portugiesischen Insel *S. Jago* war uns auffallend und angenehm. Dort hatten wir ein Land gesehen, das zwischen den Wende-Zirkeln, unter dem glücklichsten Himmels-Strich gelegen ist, ein ziemlich gutes Ansehen hat und sehr verbessert werden könnte; aber es war durch seine träge, unterdrückte Bewohner ganz vernachlässigt. Hier im Gegentheil, fanden wir mitten in einer Wüste, die von gebrochenen Maßen schwarzer fürchterlicher Berge umgeben war, eine nette Stadt aufgebaut; [...] wir sahen hier überall Fleiß und Arbeitsamkeit von Glück gekrönt. (AA II, 75f.)⁸

In der Beschreibung des Ausblicks vom Tafelberg „vergnügt[]“ Forster denn auch „der Anblick einer Menge von angebauten Grundstücken“ (AA II, 80). Wenn Forster „der Anblick dieser Gegend am angenehmsten“ erscheint, weil die dort angepflanzten Eichen „dem Lande ein schönes Ansehen geben und zugleich die Plantagen gegen die Stürme decken“ (AA II, 81),⁹ verbinden sich ästhetische und ökonomische Beobachtungen zu einer harmonischen Einheit. Dass die Gärten um die Anwesen „ohne alle künstliche Verzierungen angelegt“ sind, scheint dem Ideal einer schlichten, auf Funktionalität ausgerichteten Ästhetik zu entsprechen (AA II, 81). An demselben Maßstab misst Forster bereits den „Garten der Compagnie“, indem er zunächst erwähnt, dass dieser den Ärzten der Vereinigden Oostindischen Compagnie (VOC) „alle Arten von Gartengewächs und antiscorbutischen Kräutern“ liefert (AA II, 78), und sodann zwei gegensätzliche Beurteilungen dieses Gartens anführt:

Verschiedne Reisende haben diesen Garten bald gelobt und bald verachtet, je nachdem der Gesichtspunkt verschieden war, aus dem sie solchen betrachteten. Ein Paar regelmäßige Alleen von gemeinen Eichen-Bäumen, mit Ulmen- und Myrten-Hecken eingeschlossen, ist das beste was er aufzuweisen hat. Daran wird nun freylich derjenige wenig Geschmack finden, der an die Vollkommenheit der englischen Gärtnerey gewöhnt ist, oder gelernt hat, in Holland und Frankreich Cypressen, Buchsbaum und Eyben zu bewundern, die in Gestalt von Vasen, Pyramiden und Statüen geschnitten sind, oder wo das grüne Heckenwerk, gar Häuser und Palläste vorstellt. Wenn man aber auf der andern Seite erwägt, daß diese Bäume im Anfang gegenwärtigen Jahrhunderts und mehr zum Nutzen als zum

⁸ Vgl. zu dieser Stelle auch van Hoorn 2003, 149f., und Blindman 2008, 80.

⁹ Vgl. dazu auch Fischer 2006, 182, und vor allem Holzapfel 2012, 79.

Staat gepflanzt sind; daß sie zugleich den Küchen-Garten des Hospitals gegen die Stürme schützen, welche hier zu Lande sehr heftig sind, und endlich, daß sie die einzigen schattichten und kühlen Spatziergänge für Reisende und Kranke in dieser heißen Gegend ausmachen, so ist es wohl nicht zu verwundern, daß ihn einige einen *reitzenden Lustort* und andre mit stolzer Verachtung einen *Bettelmönchs-Garten* nennen. (AA II, 78)

In den Anmerkungen weist Forster das erste Zitat durch den Verweis auf „*S. Commodore* (Admiral) Byrons Reise in Hawkesworth Geschichte der engl. See-Reisen in 8. 1ster Band, pag. 183“ (AA II, 78, Fußn. 1), das zweite durch den auf „*S. Bougainville's* Reise um die Welt“ (AA II, 78, Fußn. 2) nach; dass er eher der positiven Einschätzung des Engländer als der „stolzen Verachtung“ des Franzosen zustimmt, wird nicht erst aus den späteren Äußerungen über die Eichenalleen der anderen Anwesen auf dem Kap deutlich.¹⁰ Wichtiger jedoch ist, dass Forster hier auf die Abhängigkeit jedes Urteils vom „Gesichtspunkt“ des Betrachters verweist; was „in Holland oder Frankreich“ erstrebenswert sein mag, verfehlt seinen Zweck „in dieser heißen Gegend“.

Wenn Forster selbst an der Einrichtung der niederländischen Kolonie Kritik übt, verweist er stets auf die mangelnde Funktionalität einer Maßnahme; zwar sind die Straßen Kapstadts „breit und regelmäßig“ (AA II, 76), doch die Anlage von Kanälen wird heftig gerügt:

[...] [D]a es ihnen aber, zu Wässerung derselben, an der erforderlichen Quantität fließenden Wassers fehlt, so können sie, ohngeachtet der vielfältig angebrachten Schleusen, dennoch nicht verhindern, daß nicht einzelne Theile des Canals oft ganz ohne Wasser seyn sollten, die denn eben keinen angenehmen Geruch ausduften. Der holländische National-Character offenbart sich hierin sehr deutlich. Ihre Städte sind durchgehends mit Canälen versehen, obgleich Vernunft und Erfahrung augenscheinlich zeigen, daß die Ausdünstungen derselben den Einwohnern, besonders zu Batavia, höchst nachtheilig werden müssen.

*Quanto præstantius esset
– viridi si margine clauderet undas
Herba, nec ingenuum violarent marmora tophum!*

JUVENAL. (AA II, 76)

¹⁰ Vgl. dazu auch Kittelmann 2011, 1f., und Siegel 2007, 29.

Neben der auf den ersten Blick lediglich etwas altklugen Untermalung der Kritik durch die Reminiszenz humanistischer Bildung fällt auf, dass die beschriebenen Probleme eher in Batavia als in der Kapkolonie verortet werden; die Beschreibung der Architektur Kapstadts endet denn auch wieder mit dem Nachweis der Anpassungsfähigkeit niederländischer Kolonialarchitektur: „Die Häuser sind von Backsteinen und an der Außenseite mehrentheils mit Kalk beworfen.“ (AA II, 76)

Gerade der Vergleich mit dem Moloch Batavia sichert der Kapkolonie in Forsters Darstellung insofern die Sympathien des Lesers, als hier in jeder Hinsicht ein gesundes Maß eingehalten wird:

Da alle Lebensmittel außerordentlich wohlfeil sind, so befinden sich die Leute fast durchgängig in guten Glücksumständen, doch giebt es hier keine so großen Reichthümer als in *Batavia* zu erwerben; denn wie man mir sagte, so hat am Cap der reichste Mann nicht über 200000 Thaler oder über 20000 Pfund Sterling im Vermögen. (AA II, 86)

Grundlage für diese ausgeglichene Vermögensverteilung scheint nicht zuletzt eine symbiotische Wirtschaftsweise der Kolonisten untereinander zu sein: „Reiche Pächter helfen Anfängern dadurch auf, daß sie ihnen eine Heerde von 4 bis 500 Schaafen anvertrauen, um solche auf entlegene, gute Weiden zu treiben; dafür lassen sie ihnen die Hälfte der Lämmer, und so werden sie in kurzem eben so reich als ihre Wohlthäter.“ (AA II, 87) Das wohl nicht zufällig gewählte Beispiel verstärkt den Eindruck einer ländlichen Idylle, die bereits im Juvenalzitat anklingt.

Den wirtschaftlichen Grundkonflikt zwischen diesem ländlich-idyllischen Gemeinwesen und dem Wirtschaftsunternehmen der VOC sieht Forster zunächst durch kluge Maßnahmen geregelt, da der staatlichen Gewalt die letzte Instanz vorbehalten scheint:

Die gesunde Politik der Holländer hat es gleichfalls für nöthig befunden, den Fiskal zum Oberaufseher der andern Compagnie-Bedienten zu machen, damit diese dem Nutzen ihrer Herren nicht entgegen handeln, noch die Gesetze des Vaterlands aus den Augen setzen. Zu dem Ende ist er in Rechtssachen gemeiniglich wohl erfahren und hängt lediglich von Holland ab. (AA II, 84)¹¹

¹¹ Vgl. zu Forsters Beurteilung der niederländischen Kolonialpolitik Siegel 2007, 27, und Toprak 2009, 135.

Auch hier jedoch relativiert Forster das von ihm selbst geschaffene idyllische Bild, indem er auf Missstände verweist, die offenbar systembedingt sind:

Man darf sich indessen nicht wundern, daß die Plantagen so tief ins Land und so weit auseinander liegen, und daß es zwischen denselben große Beziehungen giebt, die ganz wüste sind, da sie doch zum Theil angebaut werden könnten. Die Compagnie will es gerade so haben; denn sie hat ausdrücklich verordnet, daß kein Colonist sich innerhalb einer deutschen Meile von der nächsten Plantage anbauen solle. Stände diese Colonie unmittelbar unter den General-Staaten, so würde sie zweifelsohne ungleich volkfreicher seyn und sich längst großen Reichthum und Ansehen erworben haben, wozu jetzt keine Aussicht ist; aber eine Handlungsgesellschaft von ostindischen Kaufleuten findet ihre Rechnung besser dabey, das Land-Eigenthum für sich zu behalten und dem Colonisten die Flügel zu beschneiden, damit er nicht zu groß und zu mächtig werden möge. (AA II, 88)¹²

Das differenzierte Bild, das Forster von der Kapkolonie zeichnet, verweist programmatisch auf den zentralen „Gesichtspunkt“: Zwar werden viele positive Aspekte genannt, die das anfängliche, aus dem Vergleich mit den portugiesischen Kolonien gewonnene Bild stützen; doch aus der Sicht des aufgeklärten Europäers, der die Zustände im Mutterland, den gerade von Forster bekanntlich vielgepriesenen „General-Staaten“, kennt,¹³ erscheint die Kapkolonie letztlich als defizitär.¹⁴

Forsters durchaus differenzierter Bild steht in Willebrands Roman auf den ersten Blick eine durch die Augen seines Ich-Erzählers Kori präsentierte hemmungslose Begeisterung für die wirtschaftliche Prosperität der niederländischen Kolonie gegenüber. Als er und weitere Angehörige des Volkes der „Kochacker“ (GH, 9) bei einem Rachezug der europäischen Siedler in holländische Gefangenschaft geraten, ist er von der Pracht des kolonialen Kapstadt geradezu bestürzt:

¹² Zu den historischen Hintergründen vgl. auch Ross 2010, 181f.

¹³ Vgl. dazu auch Peitsch 2006, 165-170, Garber 1999, 222-225, sowie Graczyk 2006, 448, und vor allem den Aufsatz von Groenewold 2006.

¹⁴ Vgl. dazu neben Gomsu 2006, 334, und Neumann 2005, 85f.

Den sechsten Tag früh des Morgens, da eben die Sonne aufgegangen war, sahen wir in der Ferne die Spitzen der Vestung auf dem Vorgebürge, und vor uns das platte Land, zum Theil bebauet, zum Theil zu Gärten eingerichtet, und allenthalben mit Wohn- und Landhäusern besetzt. Wenn man sich in den Zustand eines Wilden versetzen kann, der nie andre Geschöpfe sahe, als nackende, scheußliche Barbaren, gleich den wilden Thieren, die das Gebürge bewohnen, und nie andre bürgerliche Einrichtungen, als eine Menge Hütten, gleich den Bienenkörben mit Stroh und Erde bedeckt, und mit einer Menge in die Erde gepflanzter Stöcke umgeben: – so wird man sich auch die Grösse meines Erstaunens und meiner Verwunderung vorstellen können, bey jedem neuen Gegenstande, den ich erblickte. [...] Endlich kamen wir bey dem Pallast des Gouverneurs an. [...] Der Anblick so vieler Pracht bestürzte mich. [...] Ich konnte wenig von dem verstehen, was geredet ward, sondern gaffte nur voll Erstaunen das Gold auf den Kleidern, den Pallast, den Garten und tausend andre neue Gegenstände an. (GH, 15f.)¹⁵

Doch Kori ist anders als seine Landsleute in der Lage, sein damaliges Verhalten nachträglich – er schreibt seine Lebensgeschichte aus der Rückschau eines inzwischen vollständig in die europäische Gesellschaft integrierten und in die Heimat seines Vaters zurückgekehrten Franzosen, dem an die Sitten der Kochacker, zu denen seine Mutter gehört hat, kaum noch eine vage Erinnerung geblieben scheint – zu reflektieren, indem er den Leser auffordert, „sich in den Zustand eines Wilden [zu] versetzen“. Diese bereits im Titel der *Geschichte eines Hottentotten, von ihm selbst erzählt* verankerte Grundanlage von Willebrands Roman, die auch in einer kurzen Vorrede noch einmal präsentiert wird (GH, 7),¹⁶ stellt eine narrative Umsetzung desselben Prinzips dar, das Forster unter dem Begriff des „Gesichtspunktes“ zusammenfasst.

In dem Maße, in dem sich Koris Horizont erweitert, verringert sich das unkritische Staunen und macht einer differenzierteren Sichtweise Platz. Deutlich wird dies insbesondere bei seiner Ankunft in Batavia, die bereits keine „Bestürzung“ mehr, sondern nur noch eine gewisse „Befremdung“,

¹⁵ Vgl. zu den landestypischen, bienenkorbförmigen Behausungen auch Jopp 1960, 183f.

¹⁶ Vgl. zu dieser Konzeption im Kontext von Willebrands Poetik neben Hahl 1973, 63, auch Weber 2011, 427.

distanzierte „Verwunderung“ und schließlich höfliche „Aufmerksamkeit“ erregt:

So sehr ich auch an dem Umgange mit Europäern gewöhnt war: so ver-setzte mich dennoch diese Stadt in eine neue Befremdung. Der Zusam-menfluß so vieler Nationen, die prächtige Stadt und alles um mich her, er-regten bey mir Verwunderung und Aufmerksamkeit, bald aber ward ich auch dieses Anblicks gewohnt. Man empfing mich sehr gütig. (GH, 49)

Sowohl der „Gesichtspunkt“, unter dem der Reisende Georg Forster, als auch der, unter dem Kori, der Protagonist in Willebrands Roman, die holländische Kolonie am Kap wahrnimmt, verändert sich im Verlauf des Erlebten, das durch den nachträglichen Bericht allerdings bereits als Retrospektive gekennzeichnet ist. Dabei spielt Forsters europäische Herkunft eine geringere Rolle als der unmittelbare Kontrast der Kapkolonie zu den Zuständen auf S. Jago; strukturell entspricht damit die grundsätzlich positive Einschätzung Forsters derjenigen Koris, die dieser auf den direkten Gegensatz seiner Eindrücke zu den gewohnten „nackten, scheußlichen Barbaren“ und ihren „Hütten, gleich den Bienenkörben“, zurückführt. Denn auch Kori fällt diese Urteile über seine Landsleute natürlich aus der Perspektive des Europäers – indem Willebrand Kori aus der Retrospektive selbst Distanz zu seiner unkritischen Begeisterung für den Wohlstand und die kluge Verwaltung der Kapkolonie aufbauen lässt, verschafft er seiner Darstellung eine Authentizität, die nicht auf der ausgewogenen Gegenüberstellung positiver und negativer Aspekte beruht, sondern den „Gesichtspunkt“ selbst reflektiert und thematisiert.

III Wegschauen bei Landnahme und Sklaverei

Ein wesentlich heikleres Thema als die grundsätzlich positiv bewertete wirtschaftliche Ausrichtung der Kapkolonie stellt das klassische koloniale Thema der Landnahme dar. Forster, der sich ja ausführlich über die Siedlungspolitik der VOC entrüstet, blendet diese Frage jedoch weitgehend aus. Die einheimische Bevölkerung wird nicht als enteigneter ehemaliger Besitzer des Landes, sondern nur als Bedrohung für die neuen Siedler auf ihren Ansiedlungen wahrgenommen, „denn zumal die äußersten derselben, liegen bisweilen ganze Tagereisen weit von einander, und sind von verschiedenen hottentottischen Nationen umgeben, daher sie denn auch

nur gar zu oft empfinden, daß ihre eigne Regierung sie in so weiter Entlegenheit nicht schützen kann“ (AA II, 85). Doch selbst diesem latenten Konflikt stellt Forster später das Bild eines friedlichen Zusammenlebens gegenüber, in dem die Vorstellung eines freiwilligen Verzichts evoziert wird:

Die *Hottentotten* oder ursprünglichen Landes-Einwohner, haben sich in die innern Gegenden des Landes zurückgezogen, so daß ihr nächstes *Kraal* oder Dorf fast hundert englische Meilen von der Stadt am Cap entfernt ist. Dennoch kommen sie bisweilen hieher, theils um ihr eignes Vieh zum Verkauf zu bringen, theils um den holländischen Pächtern, ihre Heerden zu Markt treiben zu helfen. Wir hatten keine Gelegenheit, neue Beobachtungen über dies Volk zu machen; denn wir sahen nur einige wenige einzelne Personen von ihnen, an deren keiner wir etwas fanden, das *Peter Kolbe* nicht schon bemerkt haben sollte. (AA II, 89)¹⁷

Der pauschal affirmative Verweis auf Peter Kolbs *Caput Bonae Spei Hodiernum* (1719) oder wahrscheinlich eher auf die durch Übersetzungen ins Niederländische, Englische und Französische, wesentliche Erweiterungen des englischen Übersetzers Guido Medley und eine vom (inzwischen verstorbenen) Verfasser nicht autorisierte Rückübersetzung ins Deutsche stark veränderte Version, die der Verleger Peter Conrad Monath 1745 unter dem Titel *Beschreibung des Vorgebürges der Guten Hoffnung* herausgibt,¹⁸ stellt einen Gegensatz zu der kritischen Auseinandersetzung mit verschiedenen „Gesichtspunkten“ dar, die Forster bei der Beschreibung des Gartens in Kapstadt praktiziert. Indem er sich auf eine Autorität beruft, vermeidet er die Auseinandersetzung mit verschiedenen Aspekten dieser Thematik, die zu einer grundsätzlichen Kritik an den kolonialen Zuständen führen könnte, an der er aber offenbar nicht interessiert ist. Auch Willebrand inszeniert dieselbe, nur durch den friedlichen Handel überwundene Isolation wie bei Forster, wenn Duchala Koris Vater berichtet, „daß viele Tagereise weit hinter dem Gebirge, Holländer wohnnten, daß aber der Weg höchst gefährlich und unwegsam sey, und unaufhörlich von

¹⁷ Vgl. zu dieser Stelle auch May 2011, 139f., und Griep 1994, 104f., zur Bedeutung des friedlichen Handels für Forsters ökonomische Grundüberzeugungen neben Holdenried 2006, 144, auch Graczyk 2006, 457.

¹⁸ Kolb 1719, Kolb 1727, Medley 1738, Bertrand 1741, Monath 1745, vgl. zu den verwinkelten Überlieferungsverhältnissen insbesondere Raum 1997, 31.

herumstreifenden barbarischen Völkerschaften beunruhiget werde, daß aber zuweilen die Holländer hieher kämen, Vieh zu kaufen“ (GH, 74). Gestört wird diese friedliche Koexistenz nun explizit durch die Kochacker selbst, wenn diese „nächtliche Überfälle“ auf „die holländischen Kolonien“ verüben und damit in der Regel Erfolg haben, „denn den Holländern waren die unwegsamendürren und sandigten Gegenden zu beschwerlich, als daß sie sich hätten die Mühe geben sollen, sich in denselben zu vertiefen, oder sich der Gefahr auszusetzen, den wilden Thieren zum Raube zu werden“ (GH, 10). Die friedfertige Grundeinstellung der Europäer, für die offenbar kein grundlegender Unterschied zwischen „wilden Thieren“, „barbarischen Völkerschaften“ und eben den Kochackern besteht, erfordert in Willebrands Darstellung ein gerüttelt Maß an Provokation, das erst erreicht ist, als „man [...] einen glücklichen Einfall auf die Kolonien der Holländer gewagt, ein Landhaus geplündert hat[], und mit Beute beladen zurückgekommen“ ist (GH, 13), worauf denn doch in einer – selbst dem leidtragenden Erzähler Kori – nur zu verständlichen Reaktion „die Bewohner der Kolonien, unsern Angriff zu rächen, die Kochacker überfallen“ (GH, 15). Eine Problematisierung der Landnahme, die bei Forster in zaghafoten Ansätzen stecken bleibt, fehlt bei Willebrand nun vollends.

Etwas ausführlicheren Raum widmen beide Autoren dem Problem der Sklaverei, die im kolonialen Wirtschaftssystem am Kap eine bedeutende Rolle spielt. Für Forster allerdings sind die Leidtragenden des niederländischen Sklavenhandels überraschenderweise nicht in erster Linie die aus anderen afrikanischen Ländern, aus Madagaskar oder den Kolonien in Indochina verschleppten Menschen, sondern die Niederländer, die dem Rekrutierungssystem der VOC zum Opfer gefallen sind:

Die Anzahl der Sclaven, welche die Compagnie alhier zu ihrem Dienst hält, beläuft sich auf etliche hundert, die sämmtlich in einem geräumigen Hause wohnen, in welchem sie auch zur Arbeit angehalten werden. Ein anderes großes Gebäude ist zum Hospital für die Matrosen der Compagnie-Schiffe bestimmt, die hier anzulegen pflegen und auf ihren Reisen von Europa nach Indien gemeiniglich eine ungeheure Menge von Kranken an Bord haben. Ein solcher Ost-Indienfahrer führt oft sechs bis achthundert Mann Recruten nach Batavia und da sie auf der langen Reise durch den heißen Himmelsstrich, sehr eng zusammengesteckt, auch an Wasser sehr knap gehalten werden, und nichts als Eingesalztes zu essen bekommen, so ist kein Wunder, daß ihrer so viele drauf gehen. [...] Die geringen Kosten

und große Leichtigkeit, womit die Holländischen *Ziel-verkoopers* ihren, die Menschheit entehrenden, Recruten-Handel für die Ostindische Compagnie zu treiben im Stande sind, machen sie gegen die Erhaltung der armen Menschen so gleichgültig. (AA II, 77)

Während die Sklaven „in einem geräumigen Haus wohnen“ und dort „auch zur Arbeit angehalten werden“ – Formulierungen, die an zeitgenössische soziale Projekte wie etwa Arbeitshäuser für ehemalige Prostituierte erinnern –, werden die Rekruten „sehr eng zusammengesteckt“: In Forsters Darstellung erscheint die Sklaverei gegenüber diesem „die Menschheit entehrenden Recruten-Handel“ geradezu als Wohltat der Europäer, die auch an anderer Stelle eher als Arbeitgeber denn als Ausbeuter und Sklaventreiber dargestellt werden:

Zu Bestellung ihrer Feld- und Viehwirthschaft, halten sie sich zum Theil Slaven, miethen sich auch gemeinlich noch einige ärmere Hottentotten dazu, und zwar, wie man uns sagte, von dem Stamm der sogenannten *Boschmans* oder Waldmenschen, die kein eignes Zuchtvieh haben, sondern sich von Jagd und Raub nähren. (AA II, 87)

In Willebrands Roman wird zwar die Sklaverei direkt mit den militärischen Konflikten verbunden und damit der Sozialromantik Forsters entzogen, erscheint aber nun als gerechte Strafe der angegriffenen europäischen Siedler: „Oft aber rächten sie sich unvermuthet durch gegenseitige Überfälle und Verwüstungen, und die Unglücklichen unter uns, die in ihre Hände fielen, mußten in einer ewigen und harten Sclaverey den Frevel ihrer Landsleute büßen.“ (GH, 10) Mit der Wahl eines Protagonisten, der auf einem dieser Vergeltungsfeldzüge in niederländische Gefangenschaft und Sklaverei gerät, inszeniert Willebrand jedoch den Blick der Opfer auf dieses System: „Die Holländer hieben alles nieder, was sich ihnen widersetzte, plünderten den Flecken, und schleppten eine Menge Gefangene beyderley Geschlechts fort. [...] Die Holländer hatten uns paarweise zusammengebunden, und trieben uns auf eine sehr feindseelige Art vor sich her.“ (GH, 15) Die entwürdigende Behandlung setzt sich im Gouverneurspalast fort, wo „sich der Gouverneur vier der wohlgebildesten, nervigsten Kochacker“ auswählt und „sie seinem Sclaven-Aufseher“ übergiebt; daraufhin werden „die übrigen [...] unter die Officiere der Vestung verteilt.“ (GH, 17) Dass Kori schließlich die Aufmerksamkeit der Gouver-

neurgattin auf sich zieht, wird auf „die ungewöhnliche Weisse und Zärte meiner Haut“ zurückgeführt und offenbart den rassistischen Hintergrund der Sklaverei; daneben wird durch die vielfältigen „Zeichen meiner Unterhänigkeit“, wenn Kori etwa „nach Landesgebrauch ihren linken Fuß auf mein Haupt“ setzt, aus der als „einiges Wohlwollen“ beschriebenen Haltung der „Gebieterin“ schließlich ein „Vergnügen an mein Betragen“, das die freiwillige Unterwerfung honoriert: „Sie lächelte über meine Zu-dringlichkeit, und erlaubte mir, da zu bleiben.“ (GH, 17)¹⁹

Dieses Wohlwollen, das sich auch in der Behandlung durch den Kammerdiener Blinck zeigt, der für Kori „ein gutherziger Kerl“ ist (GH, 18), führt jedoch schließlich dazu, dass es Kori „in kurzem nicht schwer [wird] zu vergessen, daß ich ein Slave war“ (GH, 20). Sobald er jedoch in dem Bewusstsein, nun völlig in die Gesellschaft der niederländischen Kolonialherren integriert zu sein, eine Liebesbeziehung zur Tochter des Gouverneurs anknüpft, schlägt dieses Wohlwollen in Entrüstung über diese Anmaßung eines Sklaven um, der Kori nach wie vor ist:

Keiner von allen denen, die zugegen waren, wagte es, den Mund zu eröffnen, sie sahen, daß die Wut des Gouverneurs aufs äusserste gestiegen war. Er rief Leibeigene herein. Bindet ihn, schrie er, er ist ein Slave, wie ihr seyd, bringt ihn in eure Kerker, euer Leben soll mir vor das Seinige haften. Man gehorchte, man zog mir die Uniform ab und gab mir die Kleidung der Leibeigenen, band mir Hände und Füße und schleppete mich in ein dunkles Gewölbe, wo man mich mit einer Kette an der Wand befestigte. [...] ich erwartete schon das Schicksal der Leibeigenen, die eines Hauptverbrechens schuldig sind, nämlich von Elefanten zertreten zu werden. [...] Rohe Wurzel so wie meine Nation sie speiset und Wasser war meine Kost und der Boden des Gefängnisses mein Lager. (GH, 35f.)

Als Kori jedoch teilweise rehabilitiert und als Agent des Gouverneurs nach Batavia geschickt wird, verhält er sich als Sklavenhalter noch weit grausamer als seine eigenen Herren, deren schlimmste Strafe ironischerweise darin zu bestehen scheint, dass sie ihm den Luxus der kolonialen Gesellschaft vorenthalten und wieder auf „rohe Wurzeln so wie meine Nation sie speiset“ als Nahrung verweisen. Als Koris Gemahlin in Batavia vergiftet wird, verliert er dagegen nicht nur jedes Maß, sondern rechtfer-

¹⁹ Vgl. dazu auch Ullrich 2015, 35.

tigt die Züchtigung einer mutmaßlich unschuldigen, nur unter der Folter geständigen Sklavin gerade durch die Notwendigkeit, das bestehende System zu erhalten, dessen Opfer er vor noch nicht allzu langer Zeit selbst geworden ist:

Mein Verdacht fiel auf eine Negerin, welche meine Gemahlin vor etwa zwölf Wochen wegen einiger Diebstähle und boshafter Streiche sehr hart hatte züchtigen lassen. Ich ließ sie an einen Baum binden und mit Dornen peitschen. Sie biß sich wütend in die Lippen und weigerte sich, das geringste zu gestehen. Einige andre Slavinnen aber sagten es ihr unter die Augen, daß sie die Mörderin war und auf ihre Aussage ließ ich sie den Gerichten übergeben, wo der Gebrauch des glühenden Drates ihr endlich das Bekenntniß abzwang. Sie wurde verdammt, lebendig verbrannt zu werden. Meine Gemahlin erfuhr nichts von ihrer Strafe, denn sie hatte mich unaufhörlich gebeten, ihrer Mörderin zu verzeihen; und ich hätte auch selbst für das Leben der Negerin gebeten, wenn der Verlust meiner Gemahlin mir nicht zu schmerhaft gewesen wäre, und das Verbrechen, um die ganze Kolonie gegen einen Frevel dieser Art zu sichern, die strengste Ahndung erfordert hätte. (GH, 53)

Sowohl Forster als auch Willebrand entwickeln bei der Beschreibung der beiden zentralen kolonialen Machtsysteme, der Aneignung von Land und der Praxis der Sklaverei, eine Haltung des Wegschauens. Diese steht gerade bei der Betrachtung der kolonialen Landnahme in deutlichem Kontrast zu älteren Reiseberichten, wo etwa einheimische Aufständische ihre Aktionen folgendermaßen rechtfertigen:

Und darum [...] hetten sie ihnen aus keinen andern Uhrsachen den Krieg angethan, als daß sie solches ihr zugefügtes Unrecht rächen möchten: zumal weil ihnen nicht allein verbohnen würden diese oder jene weiden, welche sie von allen Zeiten her ungehindert besessen, und sie den Holländern im anfange nur zu einer erfrischung vergönnet, zu gebrauchen; sondern auch sehen müsten, daß ihre Länder, ohne ihr vorwissen, durch die Holländischen Befehlhaber unter die Holländer selbsten ausgeteilet, und ihnen, den Hottentotten, gewisse Grentzen gesetzt würden, darüber sie mit ihrem Viehe nicht zu treiben vermöchten.²⁰

²⁰ Dapper 1670, 605; zur Verwendung Dappers als Quelle durch Willebrand vgl. auch Hale 2007, 161.

Ähnliche Vermeidungsstrategien werden auch bei der Beschreibung der Sklaverei angewendet, wobei der Rückgriff auf verschiedene Perspektiven nicht zur Schärfung der Kritikfähigkeit führt, sondern durch die übereinstimmenden Aussagen Eindeutigkeit suggeriert: Während Forster die Sklaverei mit dem Schicksal der den „Ziel-verkoopers“ zum Opfer gefallenen Rekruten vergleicht und nur letzteres explizit als Unrecht einstuft, lässt Willebrand seinen Protagonisten vom Opfer zum Täter werden, ohne aus der einen oder anderen Perspektive heraus Kritik am System der Sklaverei zu entwickeln – im Gegenteil: Kori affirms das System sowohl in seiner alten Rolle als Sklave als auch in seiner neuen als Sklavenhalter.

IV Eurozentristische Perspektiven auf den kolonialen Bildungsauftrag und die christliche Mission

Grundlage für diese Haltung des aus der Retrospektive des assimilierten Europäers erzählenden Protagonisten ist die feste Überzeugung, dass die abendländische Zivilisation der afrikanischen in allen Belangen überlegen sei. Diese Ansicht vertritt grundsätzlich auch Forster, doch gerade den Bildungsstand der europäischen Siedler am Kap beurteilt er eher negativ. So berichtet er von „dem Gouverneur, Baron Joachim von Plettenberg“, dieser sei „ein Herr von Wissenschaft und großer Kenntniß, dessen Höflichkeit und Gesprächigkeit uns gleich einen guten Begrif von ihm beybrachte“ (AA II, 75). Dass dieser jedoch eher eine – gerade deshalb besonders rühmenswerte – Ausnahme bildet, zeigt Forsters generalisierende Beschreibung der Bewohner des Kaps:

Es fehlt ihnen gewissermaßen an Gelegenheit, sich Kenntnisse zu erwerben, denn auf dem ganzen Cap ist keine einzige Schule von einiger Bedeutung. Die Söhne werden daher gemeiniglich nach Holland geschickt; die Erziehung der Töchter aber ist fast ganz vernachlässigt. Ihre Abneigung gegen das Lesen und der Mangel öffentlicher Veränderungen, macht, daß ihre Gespräche nichts weniger als unterhaltend sind und gemeiniglich auf Klatschereyen hinaus laufen, die hier so bitter sind als sie in allen kleinen Städten zu seyn pflegen. Französisch, Englisch, Portugiesisch und Malayisch wird hier häufig gesprochen und viele Frauenzimmer wissen alle diese Sprachen. Dies und ihre Geschicklichkeit im Singen, Lautenspielen und Tanzen, nebst einer angenehmen Bildung, die hier nicht selten ist, tritt ei-

nigermaßen an die Stelle feiner Sitten und Sentiments, die ihnen gemeiniglich fehlen. Doch giebts unter den Vornehmern, sowohl des einen als des andern Geschlechts, Personen, deren Betragen, weitläufige Lectür und großer Verstand selbst in Europa nicht unbemerkt und unbewundert bleiben würde. (AA II, 85f.)

In einer Anmerkung führt Forster für diese abschließende Relativierung seines negativen Urteils eine Handvoll Personen an, deren „Gastfreyheit“²¹ und „Gesprächigkeit“ er ebenso lobt wie ihre „Wissenschaft und edle philosophische Denkungsart“, aus welcher er schlussfolgert: „Es ist eine wahre Freude, so vieler schätzbarer Glieder der Gesellschaft und so vieler Menschenfreunde Andenken zu erhalten.“ (AA II, 86, Anm. 1)²² Das generell dennoch eher bescheidene Bildungsniveau erklärt Forster auch im weiteren Verlauf seiner Argumentation durch die Entfernung von Europa als einzigm Quell dieser Bildung, von dem die Siedler zumal im Landesinneren völlig abgetrennt sind: „In den entferntesten Gegenden, von daher sie selten zur Stadt kommen, sollen sie sehr unwissend seyn; welches sich leicht begreifen lässt, weil sie keine Gesellschaft als Hottentotten haben, und oft etliche Tagereisen weit auseinander wohnen.“ (AA II, 86) Wie bereits bei der Beschreibung der wirtschaftlichen Situation schenkt Forster der Interaktion zwischen den niederländischen Kolonialherren und den von ihnen kolonisierten Gesellschaften kaum Beachtung; das Bildungsgefälle wird eher implizit vorausgesetzt als ausführlich reflektiert. Anstelle der – eigentlich typisch aufklärerischen – optimistischen Erwartung einer positiven Beeinflussung der kulturell unterlegenen Nichteuropäer wird ein lediglich über Gerüchte rezipiertes, aber unbedenklich für plausibel erklärt Absinken des Bildungsniveaus bei den Kolonialherren durch den Kontakt mit den Kolonialisierten begründet. Der pessimistischen Einschätzung Forsters steht in Willebrands Roman eine einzige Erfolgsgeschichte gegenüber, die von derselben Grundannahme einer wesenhaften Überlegenheit der europäischen Zivilisation getragen wird, in der sich am deutlichsten zeigt, dass Kori, als er seinen Bericht schreibt, gänzlich zum Europäer geworden ist. Symptomatisch ist besonders der Romanbeginn:

²¹ Vgl. zu diesem Aspekt auch Ullrich 2014, 38.

²² Vgl. zur Bedeutung der Bildung für Forsters Weltbild neben Strack 1995, 178, Bödeker 1986, 108, und Uerlings 2000, 30f., auch Uhlig 2003, 404f., und Uhlig 2010, 58f.

Ich bin mitten unter einem der wildesten und barbarischsten Völkern gebohren, die nur irgendwo einen Winkel des Erdbodens bewohnen, mitten unter einem Volke, welches von andern gesitteten Nationen kaum der Ehre gewürdiget wird, zu den Menschen gezählet zu werden, nemlich unter den Saldanharen, oder wie man sie in der Sprache meines Vaterlandes nennt, unter den Kochackern; ein cafrisches Volk, welches die südliche Spitze von Africa bewohnt, und deren Gebiet nur wenige Tagereisen von den Kolonien entfernt ist, welche die Holländer auf dem Vorgebürge der guten Hofnung angelegt haben. (GH, 9)

Während Forster nur die negativen Auswirkungen betrachtet, die sich aus der Kulturlosigkeit der Einheimischen auf die europäischen Siedler ergeben, scheint Willebrand bereits hier einen verborgenen Vorwurf zu erheben, der die Frage aufwirft, wie die Holländer es zulassen können, dass „nur wenige Tagereisen“ von ihnen entfernt „eines der wildesten und barbarischsten Völker“ lebt. Als Kori nun in Kontakt mit den Europäern tritt, werden ihm und seinen Mitgefangenen die Segnungen der abendländischen Bildung zunächst vorenthalten – im Gegenteil: „Wir sollten den Gouverneur und seine Gemahlin mit unseren Landesgebräuchen belustigen.“ (GH, 16) Auch als er bereits die Gunst der Gouverneurgattin erlangt hat, verkleidet man ihn noch durch „eine Haube von bunten Federn“, „einen breiten und sehr langen Atlas-Band [...], woran eine Federšürze bevestigt war“ und „gelbe saffiane Halbstiefel“ (GH, 18) – die Differenz zwischen dem afrikanischen Sklaven und seinen europäischen Herren wird nicht nur nicht eingeebnet, sondern noch künstlich verstärkt. Dies ändert sich erst, als Kori selbst – erneut aufgrund seiner ihn vor den Landsleuten auszeichnenden Verbundenheit mit der europäischen Kultur – den ersten Schritt einer solchen Annäherung tut:

Sie freute sich, da sie bemerkte, daß ich einige Worte gebrochen holländisch redete, und trug Blinck auf, mich in allem zu unterrichten; sie versprach ihm große Belohnungen, wenn er mich bilden und von allen rauhen Sitten entwöhnen könnte. Sie wollte mich alle Tage sehen, um sich selbst von meinem Fortgange zu überzeugen [...]. Ich lernte essen, mich ankleiden, reden – mit einem Worte, in vier Wochen war ich der unwissendste Page und der galanteste Hottentott. (GH, 19)

In diesem Zwischenstadium von Koris Integration spielt die Belustigung seiner Gastgeber zwar noch immer eine gewisse Rolle; anstelle seiner Fremdheit wird nun jedoch seine perfekte Anpassung an die europäische Kultur zum Quell der Freude – die (spöttische) Belustigung wird zum (anerkennenden) Vergnügen: „Mein Betragen belustigte den Gouverneur und seine Gemahlin auf mancherley Art. Oft wenn ich bey der Tafel aufwartete, reichte mir meine Gebieterin einen Bissen, und alle schienen sehr vergnügt, wenn ich ihn ebenso zierlich als ein gebohrner Holländer zu verzehren wußte.“ (GH, 20) Auf dieser Grundlage formuliert der Roman nun die prinzipiell gleiche Befähigung aller Menschen, das Bildungsideal des aufgeklärten Europa zu erreichen, durch den Mund der Gouverneurgattin, die sich gegen die Skepsis ihres Gatten verwahrt:

Lassen Sie mir doch meinen Eigensinn, antwortete sie, ich will einen Versuch wagen, ob es nicht möglich ist, einen Hottentotten eben so gesittet und gelehrt zu machen, als den besten Europäer, damit ich ihn unsern vaterländischen Philosophen entgegen stellen kann, zum Beweise, daß die Seele eines Hottentotten eben der Feinheit fähig ist, als die Ihrige, wenn sie nur zeitig genug eben dieselbe Cultur erhalten hat. [...] Man bestellte den Gehülfen eines Schiffspredigers, der mir Gesellschaft leistete, und mich in allen Wissenschaften unterrichten mußte, und man versprach ihm große Belohnungen und Beförderung auf einem Schiffe, wenn es ihm gelingen würde, aus mich einen Gelehrten zu bilden; auch die Leibesübungen wurden nicht versäumt, ich lernte nicht nur die Flinte tragen und gebrauchen, sondern auch tanzen, reiten, fechten, mit einem Worte alles, was zu einem vollkommenen jungen Herrn von Stande nötig ist. (GH, 21)

Die Widerlegung der „vaterländischen Philosophen“ verweist angesichts der französischen Abstammung der Gouverneurgattin wohl auf eine der wesentlichen Quellen Willebrands für seinen Roman – die Geschichte eines jungen Einheimischen, der vom Gouverneur Simon van der Stel erzogen wird, der europäischen Zivilisation aber schließlich den Rücken kehrt und sich dadurch für einen prominenten Publikationsort qualifiziert: Jean-Jacques Rousseaus *Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes* (1755).²³ Und obgleich auch Koris Integration

²³ Die Episode stammt ursprünglich aus Terry 1655, 20-23, wandert von dort über Medley 1738, 106-108, Bertrand 1741, 202-204, Monath 1745, 110f., und Prévost 1748, 175,

durch den Konflikt mit dem Gouverneur zwischenzeitlich in eine Krise gerät, ist der Ausgang von Willebrands Roman der Vorlage gerade entgegengesetzt: Nach den Wirren seiner Trennung von Lenore und der Verbannung nach Batavia kehrt Kori schließlich keineswegs zu den Kochackern, dem Stamm seiner Mutter, zurück, sondern wandert nach Frankreich, in die Heimat seines Vaters, aus. Bereits zuvor jedoch wird Koris Integration ein überwältigender Erfolg zugeschrieben, der offensichtlich – obgleich Koris Aufstieg in der kolonialen Gesellschaft ironischerweise mit einer Bemerkung der Gouverneursgattin über „die ungewöhnliche Weisse und Zärte meiner Haut“ begonnen hatte – mit einer auch die körperlichen Merkmale seiner Herkunft buchstäblich auslöschenden Anpassung einhergeht:

Allmählig vergaß ich ganz meinen Ursprung, meine Herkunft, meine Erziehung, meine Leibeigenschaft, und ich bemerkte auch, daß die Holländer auf dem Vorgebürge es vergessen, und ich ward unter ihnen als ein Mitbürger betrachtet. Nur zuweilen, wenn ich vorüber gieng, flisperte einer dem andern etwa neu angekommenen Fremden ins Ohr, daß ich ein gebohrner Hottentotte sey, und viele hielten es für eine Fabel, weil bey mir Sprache, Sitten, Ansehen und Religion den übrigen Holländern völlig gleich waren. (GH, 22)

Will man Willebrand hier nicht einen logischen Fehler unterstellen, wenn er seinen Protagonisten im „Ansehen [...] den übrigen Holländern völlig gleich“ werden lässt, muss man wohl von einer kolonialen Gesellschaft ausgehen, die der sichtbaren ethnischen Identität erstaunlich geringe Bedeutung beimisst – vielleicht ein erneuter Hinweis auf Simon van der Stel, dessen Abstammung von einem niederländischen Vater und einer malaiischen Mutter seinen Aufstieg zum Gouverneur der niederländischen Kapkolonie ebenfalls nicht behindert.

Noch auffälliger als die kontrafaktische Behauptung einer Angleichung der äußeren ethnischen Merkmale ist jedoch Willebrands Konstatierung einer religiösen Integration Koris, zumal diese für den Roman eigentlich eine zentrale Rolle spielen müsste – geht man von dem Buch aus, in das Charles Etienne Barney, der ehemalige Geliebte der Gouverneursgattin

zu Rousseau 1755, 258f.; vgl. dazu neben Mielke 1993, 214f., und Merians 2001, 106–108, insbesondere das Nachwort in GH, 107–114.

und Koris Vater seine Lebensgeschichte aufzeichnet, denn dieses ist „eine französische Übersetzung der Psalmen“ (GH, 20). Der durch diese Reminiszenz an den berühmten Hugenottenpsalter und die von Barney fortwährend artikulierte Hoffnung auf eine Flucht in die niederländischen Kolonien (GH, 76, 78 u. 79) evozierte Kontext des Calvinismus als gemeinsamer religiöser Grundlage wird nirgends explizit; selbst Barney, dem die Religion doch so viel zu bedeuten scheint, dass er am Ende gar als Märtyrer für seinen Glauben stirbt, wenn man ihn „von Pfeilen durchschossen auf der Asche liegen[d]“ findet,²⁴ tauft zwar seinen Sohn: „[...] ich übergab dich der Gnade deines Schöpfers und meine Lippen segneten dich; ich taufte dich und nannte dich Kori, dieß soll dein Name seyn, bis du die Religion deines Vaters erkannt hast, alsdann magst du meinen Namen führen.“ (GH, 78) Wie seinen Sohn lehrt Barney jedoch auch seine Gemahlin nur Bruchstücke der Religion, wenn er ihr lediglich mitteilt, „daß es nicht Summah sey, den wir anbeten müssen, sondern daß noch ein Mächtigerer da ist, der nicht so ist, wie wir sind, sondern unsichtbar wie die Luft, die wir fühlen“ (GH, 12), was diese ausdrücklich bedauert:

Oft klagte ichs ihm, daß ich die Worte seines Gebetes nicht verstünde, und daß ich fürchtete, wenn er nicht mehr bey mir wäre, würde ich nicht mehr beten können; – dann tröstete er mich. – Nein, Duchala, sagte er, du bist fromm und gutherzig, der Mächtigere liebt dich, und wenn du ihn anbeten willst, falle nur nieder und hebe die Hände auf, das wird ihm Gebet seyn. (GH, 12)

Wenn Barney als Idealbild eines „verehrungswürdigen Vaters“, das der Sohn in ihm sieht (GH, 79), für Koris erhoffte Flucht zu den Holländern die folgende Zuversicht äußert: „[...] du wirst unter ihnen, durch ihre Anführung fähig werden, dereinst den Wert dieses Buches zu erkennen“ (GH, 59f.), täuscht er sich jedoch:

Man suchte, mir einige Anfangsgründe der christlichen Religion beyzubringen, aber dieß hielt herzlich schwer. Man spürte mir allenthalben nach, ob man nicht eine Art des Gottesdienstes wahrnehmen könnte, den ich beobachtete, aber sie konnten nichts entdecken, und kein Wunder war es, denn mein ganzer Gottesdienst bestand in Niederknien und die Hände aufheben. (GH, 20)

²⁴ Vgl. dazu neben Hale 2007, 160, auch Ullrich 2015, 33.

Diese Folgen der religiösen Vernachlässigung konstatiert Forster erneut zunächst für die weißen Einwohner der Kapkolonie:

In der ganzen Stadt ist nur *eine* Kirche, und auch diese nicht allein von schlechter Bauart, sondern dem Ansehen nach, für die Gemeine auch zu klein. Der Duldungs-Geist, welcher den Holländern in Europa so viel Nutzen verschafft hat, ist in ihren Colonien nicht zu finden. Nur erst seit ganz kurzer Zeit haben sie den Lutheranern erlaubt hier und zu Batavia Kirchen zu bauen; und selbst gegenwärtig haben diese noch keinen eignen Prediger am Cap, sondern müssen sich mit den Schif-Predigern der Dänischen oder Schwedischen Ost-Indienfahrer begnügen die, gegen gute Bezahlung, ein bis zweymahl des Jahrs alhier predigen und das Abendmahl austheilen. (AA II, 76)²⁵

Sodann richtet sich sein Blick zwar nicht auf die Missionierung der einheimischen Bevölkerung, aber immerhin auf die geistliche Unterweisung der Sklaven:

Die Sclaven sind in diesem Stück noch viel übler dran; denn weder die Regierung überhaupt, noch die einzelnen Eigenthumsherren insbesondre, kümmern sich um einen so geringfügigen Umstand, als ihnen die Religion ihrer Leibeignen zu seyn dünkt, im allergeringsten; daher denn auch diese, im Ganzen genommen, gar keine zu haben scheinen. Einige wenige derselben sind dem Mohamedanischen Glauben zugethan, und versammeln sich wöchentlich einmal in dem Hause eines freyen Mohamedaners, um einige Gebete und Capitel aus dem Coran zu lesen und abzusingen, als worauf sich ihr ganzer äußerlicher Gottesdienst alhier einschränkt, weil sie keine Priester haben. (AA II, 76f.)

Zwar betont Forster in einer Anmerkung, dass diese bedauerlichen Zustände nun keineswegs ein Alleinstellungsmerkmal des niederländischen Kolonialismus seien, sondern in allen europäischen Gesellschaften von Sklavenhaltern verbreitet seien, dennoch beurteilt er die Indifferenz gegenüber der Religion gerade der Sklaven nicht als Ausdruck eines liberalen „Duldungs-Geistes“, sondern als strafliche Vernachlässigung – und diese Vernachlässigung entlockt ihm eine (wenn auch moderate) Kritik an dem System der Sklaverei:

²⁵ Vgl. dazu auch Siegel 2007, 29.

Wir sind nicht gemeinet dies den Holländern allein schuld zu geben; denn es ist zu bekannt, daß alle Neger in Englischen und Französischen Colonien, in diesem Punkt eben so vernachlässigt sind. Wir wünschten nur unter den Colonisten aller Nationen ein mitleidiges Gefühl gegen diese Unglücklichen rege zu machen; und sie, die das unschätzbare Glück der Freyheit selbst genießen oder wenigstens darnach streben, – zu erinnern, daß sie menschlich und gütig gegen Elende seyn sollen, denen sie den Seegen der Freiheit, vielleicht ohne alles Mitleid vorenthalten. (AA II, 77, Anm. 1)²⁶

Während die Religion bei Forster noch den Weg zu einer Kritik des Kolonialismus aus christlicher Nächstenliebe heraus zu weisen scheint, wenn dieser auch systemimmanent bleibt und einen Kolonialismus ohne die allgegenwärtige Ignoranz dem Schicksal der Sklaven gegenüber oder vielleicht auch ohne die Sklaverei selbst imaginiert, bleibt die christliche Einfärbung der Lebensgeschichte Barneys für die Biographie seines Sohnes beinahe bedeutungslos. Der französische Psalter wird zum reinen Schreibstoff für Barney, der seinen Sohn auf diese Weise noch einmal über dessen europäischen Wurzeln aufklärt, sowohl das abendländische Bildungsgut als auch die christliche Religion bleiben jedoch inhaltlich vage und werden eher als Feigenblatt eines kolonialen Bildungsauftrags genutzt, den auch Forster zwar prinzipiell unterstützt, in der gegenwärtig am Kap praktizierten, aus seiner Sicht defizitären Ausformung jedoch für verbesserungswürdig hält. Sowohl Willebrands unausgesprochene Akzeptanz des erfolgreichen Erziehungsprogramms, das Kori durchläuft, als auch Forsters systemimmanente Kritik bleiben einem starren Eurozentrismus verhaftet, der die extrem negative, über die deutsche Kolonialgeschichte noch bis in die heutige umgangssprachliche Verwendung des Begriffes ‚Hottentotten‘ nachwirkende Einstellung der Europäer gerade den Einwohnern des südlichen Afrika gegenüber unreflektiert übernimmt.

²⁶ Vgl. zu Forsters Kritik an Sklaverei und geistlicher Vernachlässigung der Sklaven auch Lüsebrink 2003, 134f., Diop 2012, 188f., Gomsu 1998, 546, Siegel 2007, 30, und May 2009, 198.

V Zusammenfassung

Weder zu Beginn von Forsters Weltreise noch im Konzept von Willebrands Roman wird der Perspektivismus, auf den sich beide Autoren programmatisch berufen, so produktiv, dass er zu einer Infragestellung des eigenen Standpunktes führt, insofern es sich um eine europäische und koloniale Position handelt. Zwar üben sowohl Forster als auch Willebrand Kritik an konkurrierenden Stimmen, die ihrer Sicht auf die Zustände am Kap widersprechen – etwa am Klassizismus Bougainvilles oder am Primitivismus Rousseaus –, doch gelingt es ihnen nicht, einen außereuropäischen „Gesichtspunkt“ einzunehmen; zu fest sind sie in ihrer Herkunfts-gesellschaft verwurzelt. Insbesondere Willebrands Experiment einer Darstellung des gesamten Romans aus der Sicht eines „Hottentotten“ kann offenbar nur gelingen, weil Kori am Ende eben aus der Sicht eines Europäers schreibt – seine Entschuldigung am Ende der Vorrede: „Was endlich die Schreibart anbetrifft, so darf ich mit Grunde hoffen, daß man bey einem gebohrnen Hottentotten viele Mängel der Einkleidung und des Vortrags entschuldigen wird“ (GH, 7), macht vielleicht am deutlichsten, wie sehr sich dieser „gebohrne Hottentott“ mit den Forderungen der europäischen Poetik identifiziert hat, indem er sich, dem Natürlichkeitsideal von Willebrands Vorbild Gellert folgend, auf Kosten der manieriert-künstlerischen Verzierungen der *elocutio* („Einkleidung“) und *actio* („Vortrag“) auf die sachlich-rationalen Inhaltsaspekte der *inventio* („Geschichte meines Lebens“, GH, 7) und *dispositio* („aufzuzeichnen“, GH, 7) und damit auf den Vorrang der *res* vor den *verba* beruft. In eine ähnliche Richtung weisen – auf einem vergleichbaren Reflexionsniveau – Forsters Rückgriff auf die antike Tradition der Idylle, die er durch ein Juvenalzitat und insbesondere seine malerischen Schilderungen untermauert, und seine Orientierung an den Maximen der christlichen Mission, der die Praxis der Sklaverei nicht prinzipiell zu widersprechen scheint. Beide Autoren verharren in den untersuchten Texten also bei einer durch ihren kulturellen Kontext vorgegebenen Bandbreite von „Gesichtspunkten“, die zu überschreiten ihnen bestenfalls in Ansätzen gelingt.

Literaturverzeichnis

Berthold, Christian: *Fiktion und Vieldeutigkeit. Zur Entstehung moderner Kulturtechniken des Lesens im 18. Jahrhundert*, Tübingen 1993.

Bertrand, Jean: *Description du Cap de Bonne-Esperance. Tirée des memoires de Mr. Pierre Kolbe. Bd. 1*, Amsterdam 1741.

Blindman, David: „Georg Forster Between Britain, France, Germany, and the South Seas“, in: *Publications of the English Goethe Society* 77 (2008), 77-89.

Bödeker, Hans Erich: „Reisen: Bedeutung und Funktion für die deutsche Aufklärungsgesellschaft“, in: *Reisen im 18. Jahrhundert. Neue Untersuchungen*, hrsg. v. Wolfgang Griep u. Hans-Wolf Jäger, Heidelberg 1987, 91-110.

Dapper, Olfert: *Umbständliche und Eigentliche Beschreibung von Africa, und denen darzu gehörigen Königreichen und Landschaften*, Amsterdam 1670.

Diop, El Hadj Ibrahima: „Die Kant-Forster-Kontroverse über Menschenrassen als Wendepunkt der europäischen Afrikadiskurse“, in: *Klopfechtereien, Missverständnisse, Widersprüche? Methodische und methodologische Perspektiven auf die Kant-Forster-Kontroverse*, hrsg. v. Rainer Godel u. Gideon Stiening, München 2012, 179-189.

Fischer, Tilman: „Denklust und Sehvergnügen. Zum Rollenwechsel in den Reisebeschreibungen Georg Forsters“, in: *Natur – Mensch – Kultur. Georg Forster im Wissenschaftsfeld seiner Zeit*, hrsg. v. Jörn Garber u. Tanja van Hoorn, Hannover 2006, 171-196.

Garber, Jörn: „Antagonismus und Utopie: Georg Forsters Städtebilder im Spannungsfeld von ‚Wirklichkeit‘ und ‚Idee‘“, in: *Von der Geometrie zur Naturalisierung. Utopisches Denken im 18. Jahrhundert zwischen literarischer Fiktion und frühneuzeitlicher Gartenkunst*, hrsg. v. Richard Saage u. Eva-Maria Seng, Tübingen 1999, 209-236.

Gomsu, Joseph: „Georg Forsters Wahrnehmung Neuer Welten“, in: *ZfG* 8 (1998), 538-550.

Gomsu, Joseph: „Über lokale und allgemeine Bildung‘. Georg Forsters Projekt einer anderen Moderne“, in: *GFS XI* (2006), 323-334.

Graczyk, Annette: „Georg Forsters *Ansichten vom Niederrhein* als wissenschaftlicher Reisebericht“, in: *GFS XI* (2006), 443-459.

Griep, Wolfgang: „Annäherungen. Über Reisen und Aufklärung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts“, in: *Georg Forster in interdisziplinärer Perspektive*, hrsg. v. Claus-Volker Klenke, Berlin 1994, 103-112.

Groenewold, Peter: „Georg Forsters Hollandbild im Kontext der *Ansichten vom Niederrhein*“, in: *GFS XI* (2006), 481-495.

Hahl, Werner: *Reflexion und Erzählung. Ein Problem der Romantheorie von der Spätaufklärung bis zum programmatischen Realismus*, Stuttgart u.a. 1971.

Hale, Frederick: „The First German Novel about South Africa: ‚Geschichte eines Hottentotten, von ihm selbst erzählt‘“, in: *German Life and Letters* 60 (2007), 149-164.

Hamberger, Georg Christoph u. Meusel, Johann Georg: *Das gelehrte Deutschland*. Bd. 4, 4. Aufl., Lemgo 1784.

Hentschel, Uwe: „Von der ‚ästhetischen Vollkommenheit wissenschaftlicher Werke‘. Theorie und Praxis der Reisebeschreibung bei Georg Forster“, in: *ZfG* 2 (1992), 569-585.

Holdenried, Michaela: „Erfahrene Aufklärung: Philosophische Reisen in zerstörte Idyllen. Georg Forster als philosophischer Reisender: *Reise um die Welt* (1777)“, in: *GFS XI* (2006), 131-145.

Holzapfel, Kathrin: „Georg Forster und die Sprache der Landschaft“, in: *GFS XVII* (2012), 69-81.

van Hoorn, Tanja: „Physische Anthropologie und normative Ästhetik. Georg Forsters kritische Rezeption der Klimatheorie in seiner *Reise um die Welt*“, in: *GFS VIII* (2003), 139-161.

Jaeger, Stephan: „Georg Forsters *Reise um die Welt* als prozessuale Kulturgeschichte“, in: *Germanistik im Konflikt der Kulturen*. Bd. 9, hrsg. v. Jean-Marie Valentin, Bern u.a. 2007, 311-315.

Jopp, Werner: *Die frühen deutschen Berichte über das Kapland und die Hottentotten bis 1750*, Diss., Göttingen 1960.

Kittelmann, Jana: „Georg Forster und die Gartenkunst“, in: GFS XVI (2011), 1-24.

Kolb, Peter: *Caput Bonae Spei Hodiernum. Das ist: Vollständige Beschreibung des Africanischen Vorgebürges der Guten Hofnung*, Nürnberg 1719.

Kolb, Peter: *Naaukeurige en uitvoerige Beschryving van de Kaap de Goede Hoop*, Amsterdam 1727.

Lüsebrink, Hans Jürgen: „Zivilisatorische Gewalt. Zur Wahrnehmung kolonialer Entdeckung und Akkulturation in Georg Forsters Reiseberichten und Rezensionen“, in: GFS VIII (2003), 123-138.

May, Yomb: „Menschenrechte für die Wilden? Zum Widerspruch zwischen ‚Instruktionen‘ und Wirklichkeit in der literarischen Weltreise Georg Forsters“, in: GFS XIV (2009), 191-205.

May, Yomb: *Georg Forsters literarische Weltreise. Dialektik der Kulturbegegnung in der Aufklärung*, Berlin/Boston 2011.

Medley, Guido: *The Present State of the Cape of Good-hope. Written Originally in High German, by Peter Kolben, A. M., done into English from the Original by Mr. Medley. Bd. 1*, London 1738.

Merians, Linda Evi: *Envisioning the Worst. Representations of ‚Hottentots‘ in Early-Modern England*, Newark 2001.

Mielke, Andreas: *Laokoon und die Hottentotten. Über die Grenzen von Reisebeschreibung und Satire*, Baden-Baden 1993.

Monath, Peter Conrad: *Beschreibung des Vorgebürges des Guten Hoffnung, und derer darauf wohnenden Hottentotten. Gezogen aus den Anmerckungen des Herrn M. Peter Kolbens*, Frankfurt am Main/Leipzig 1745.

- Müller, Mario: „Willebrand, Christian Ludwig“, in: Deutsches Literatur-Lexikon. *Biographisch-bibliographisches Handbuch*. Begründet von Wilhelm Kosch. 3., völlig neu bearbeitete Auflage. Bd. 32: Wiedmann-Willisen, hrsg. v. Hubert Herkommer, Berlin 2013, 672f.
- Neumann, Michael: „Philosophische Nachrichten aus der Südsee. Georg Forsters Reise um die Welt“, in: *Der ganze Mensch. Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert*, hrsg. v. Hans-Jürgen Schings, Stuttgart, Weimar 1994, 517-544.
- Neumann, Michael: „Europas Welt-Erfahrung. Der Weltreisende Georg Forster zwischen Aporien und Theorien“, in: *Europa interdisziplinär. Probleme und Perspektiven heutiger Europastudien*, hrsg. v. Brigitte Glaser u. Hermann J. Schnackertz, Würzburg 2005, 75-91.
- Pakendorf, Gunther: „Drunten im jungfräulichen Kaffernlande bei den Betschuanen und Buren‘. Zum Thema Südafrika in der deutschen Literatur der vorkolonialen Zeit“, in: *Acta Germanica* 17 (1984), 83-98.
- Peitsch, Helmut: „Noch war die halbe Oberfläche der Erdkugel von tiefer Nacht bedeckt‘. Georg Forster über die Bedeutung der Reisen der europäischen ‚Seemächte‘ für das deutsche ‚Publikum‘“, in: *Das Europa der Aufklärung und die außereuropäische koloniale Welt*, hrsg. v. Hans-Jürgen Lüsebrink, Göttingen 2006, 157-174.
- Prévost D'Exiles, Antoine François: *Histoire générale des Voyages*. Bd. 5, Paris 1748.
- Raum, Johannes: „Reflections on Rereading Peter Kolb with Regard to the Cultural Heritage of the Khoisan“, in: *Kronos. Journal of Cape History* 24 (1997), 30-40.
- Ross, Robert: „KhoeSan and Immigrants: The Emergence of Colonial Society in the Cape, 1500-1800“, in: *The Cambridge History of South Africa. Bd. 1: From Early Times to 1885*, hrsg. v. Carolyn Hamilton u.a., Cambridge u.a. 2010, 168-210.
- Rousseau, Jean-Jacques: *Discours sur l'origine et les fondemens de l'inégalité parmi les hommes*, Amsterdam 1755.

Siegel, Eva-Maria: „See(h)reisen: 1800 – 1900 – 2000“, in: *Acta Germanica* 35 (2007), 25–37.

Strack, Thomas: „Zur kulturellen Dimension individueller Fremderfahrung. Georg Forsters ‚Reise um die Welt‘ als Kommentar zum kognitiv-kommunikativen Potenzial des Reiseberichts“, in: *ZfdPh* 114 (1995), 161–181.

Terry, Edward: *A Voyage to East-India*, London 1655.

Toprak, Metin: „Georg Forsters ‚Reise um die Welt‘: Ein Dokument der weltweiten interkulturellen Begegnungen“, in: *Milli Folklor* 84 (2009), 130–138.

Uerlings, Herbert: „Geschlecht und Fortschritt. Zu Georg Forsters *Reise um die Welt* und dem Diskurs der ‚Universalgeschichten des weiblichen Geschlechts‘“, in: *Beschreiben und Erfinden. Figuren des Fremden vom 18. bis zum 20. Jahrhundert*, hrsg. v. Karl Hözl u.a., Frankfurt am Main u.a. 2000, 13–44.

Uhlig, Ludwig: „Theoretical or Conjectural History. Georg Forsters *Voyage round the World* im zeitgenössischen Kontext“, in: *GRM* 53 (2003), 399–414.

Uhlig, Ludwig: „Erkenntnisfortschritt und Traditionsbinding in Georg Forsters naturwissenschaftlichem Werk“, in: *GFS XV* (2010), 55–75.

Ullrich, Heiko: „Die empfindsame Aufklärung. Christian Ludwig Willebrands ‚Geschichte eines Hottentotten‘ (1773)“, in: *Acta Germanica* 43 (2015), 28–41.

Ullrich, Heiko: „Musterländle oder ‚Vorstadt der Heimat‘? Forster und Chamisso am Kap der Guten Hoffnung“, in: *Acta Germanica* 42 (2014), 36–49.

Weber, Ernst: *Texte zur Romantheorie II (1732–1780)*, München 1981.

Weber, Ernst: „Willebrand, Christian Ludwig“, in: *Killy Literaturlexikon. 2., vollständig überarbeitete Auflage. Bd. 12: Vo-Z*, hrsg. v. Wilhelm Kühlmann, Berlin 2011, 426f.

Weissenberger, Klaus: „Das produktionsästhetische Spektrum des literarischen Reiseberichts in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts“, in: *Offene Formen. Beiträge zur Literatur, Philosophie und Wissenschaft im 18. Jahrhundert*, hrsg. v. Bernd Bräutigam u. Burghard Damerau, Frankfurt am Main u.a.: 1997, 44-70.

Willebrand, Christian Ludwig: *Geschichte eines Hottentotten, von ihm selbst erzählt*, hrsg. v. Heiko Ullrich. Hannover 2015.

Joanna Raisbeck

„Und monarchie ist beßer als anarchie, und Aristokratie, und Kannaillearchie – den daß ists jezt“: Ein unbekannter Brief Therese Hubers und Georg Forsters an Georgine Heyne¹

Dass Therese Huber, geb. Heyne, als begeisterte, lebenslange Anhängerin der französischen Revolution gilt, steht außer Frage. Doch ihre überwiegend negativen Äußerungen zu Polen, die weitgehend von aufklärerischen und protestantischen Moralvorstellungen geprägt wurden,² lassen sich nur schwer mit ihrer späteren Neigung zum Jakobinismus vereinen. Dieses negative Polenbild scheint sie mit Georg Forster geteilt zu haben. Forster war zwar dezidierter Kritiker des feudalen Staatsgefüges der polnischen Wahlmonarchie sowie der Teilungen Polens,³ aber seine Charakterisierung der Polen als „Halbwildheit und Halbkultur“ (an Jacobi, 17.12.1784, AA XIV, 249) sowie seine Popularisierung des Klischees „polnischer Wirtschaft“ haben zugleich zum Vorwurf der Polenverachtung geführt.⁴ Während Forster 1786 die Despotie der Teilungsmächte beklagt (vgl. an Lichtenberg, 18.06.1786, AA XIV, 490f.), scheint Huber sogar der vermeintlich erneuten Teilung Polens und somit der Auflösung Polens das

¹ Die Verfasserin dankt der Stadt- und Universitätsbibliothek Senckenberg (Frankfurt am Main) für die Erlaubnis zur Veröffentlichung des Briefes. Für den vorzustellenden Text gilt grundsätzlich, dass Orthographie, Interpunktions- und Abschnittsgliederung ohne Änderungen übernommen werden. Auch werden die Seitenumbrüche des Originals markiert.

Mein Dank gilt insbesondere Herrn Dr. Kevin Hilliard (University of Oxford) für seine Hilfe bei der Vorbereitung dieses Beitrags.

² Vgl. Becker-Cantarino 1988, 57.

³ Vgl. Orlowski 1996, 61.

⁴ Vgl. Bömelburg 1993, 79-90; Wippermann 1979, 129f.

Wort zu reden: „Die Menschen ohne alles Menschliche, die Nation verwildert. Weg mit ihnen allen, ich bedaure sie und will eher Rußlands oder Oesterreichs oder Preußens loyale Unterthanin sein, sobald die Theilung von neuem angeht.“⁵ Dabei ist Huber nicht – wie bisher angenommen –⁶ in ganz aufklärerischen Vorstellungen und Topoi gefangen, die Polen als – so Michael G. Müller – „anachronistisches, in feudaler Rückständigkeit erstarrtes Gebilde“⁷ verurteilten, sondern ihr politischer Kommentar ist als durchaus pragmatisch zu verstehen und kann mit der politischen Lage Polens im Frühjahr 1786 in Zusammenhang gebracht werden. Ein neu entdeckter Brief Therese Hubers an Georgine Heyne, geb. Brandes, mit einer Nachschrift von Georg Forster, der im Folgenden erstmals veröffentlicht werden soll, enthält die bisher ausführlichsten politischen Äußerungen Hubers zur Polenfrage. Ergänzend zum vorhandenen Briefmaterial lässt sich anhand dieses Briefes Therese Hubers pragmatische Stellungnahme näher erläutern. Nach einem Überlieferungsbericht und einer inhaltlichen Erläuterung folgt der Abdruck des Briefes mit einem kritischen Apparat, der den Editionsrichtlinien der Briefausgabe Therese Huber angennähert ist,⁸ und einem Zeilenkommentar.

I Therese Forster an Georgine Heyne, geb. Brandes, 20. Februar 1786. Überlieferungsbericht und Erläuterung

Der hier erstmals veröffentlichte Brief Therese Hubers (1764-1829) an ihre Stiefmutter Georgine Heyne, mit einer Nachschrift von Georg Forster, wird aufbewahrt in der Handschriftenabteilung der Stadt- und Universitätsbibliothek Senckenberg, Frankfurt am Main. Er gehört zum Nachlass der romantischen Dichterin Karoline von Günderrode (1780-1806). Der Günderrode-Nachlass lag bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts im Besitz des Literaturhistorikers und Begründers des *Goethe-Jahrbuchs* Ludwig Geiger (1848-1919). Geigers älteste Tochter, Edith Wallach, ver-

⁵ An Carl Spener, 19.02.1786, in: Heuser 1999, 207.

⁶ Vgl. Schultz 2007, 50.

⁷ Müller 1984, 9.

⁸ Folgende diakritische Zeichen werden verwendet: // = Seitenwechsel; Kapitälchen = lateinische Schrift in Handschrift; [...] = Eingriffe der Herausgeberin; x-x = nicht entzifferte Textstelle; [] = Tilgung in der Handschrift. = unsichere Lesung.

kaufte im Frühjahr 1938 den Nachlass und ein Konvolut, das vermischt Handschriften aus dem 18. und 19. Jahrhundert enthält, an die Stadtbibliothek Frankfurt am Main. Die ehemalige Stadtbibliothek wurde in den 1960er Jahren mit der Universitätsbibliothek vereinigt.

Als Huber diesen neu entdeckten Brief im Frühjahr 1786 schrieb, war sie erst seit Dezember 1785 in Wilna. Kurz nach der Eheschließung im September 1785 zog das Ehepaar in den polnisch-litauischen Doppelstaat. Dass Forster von der erst 1771 eingerichteten polnischen Erziehungskommission berufen worden war und einen Ruf an der Universität Wilna angenommen hatte, ist als Teil der im Geiste der Aufklärung unternommenen Reformbemühungen des letzten polnischen Wahlkönigs Stanisław August Poniatowskis zu betrachten. Der verhältnismäßig große Zustrom deutscher Intellektueller zwischen 1765 und 1795 nach Polen-Litauen sollte durch die Einführung bzw. Umsetzung aufklärerischer Ideen zur Entwicklung des rückständigen Staates beitragen.⁹

Der Briefwechsel Hubers mit der ihr zeitlebens freundschaftlich verbundenen¹⁰ Stiefmutter Georgine Heyne war neben denen mit Carl Spener und Samuel Thomas Soemmerring der intensivste unter ihren Korrespondenzen. Der Brief weist thematische Gemeinschaften auf mit den sechs erhaltenen Briefen, die Huber während der Wilna-Zeit an ihre Stiefmutter schrieb. Huber versucht, sich in die Rolle der treu ergebenen Ehefrau einzuarbeiten, deren Hauptaufgabe darin lag, den Haushalt so gut wie möglich einzurichten.¹¹ Sie beobachtet genau die körperlichen Veränderungen, die durch die fortschreitende Schwangerschaft hervorgebracht werden, und beklagt sich über andauernde Übelkeit. Hubers allgemeine Unruhe und Angst davor, im Wochenbett zu sterben und Forster allein zu lassen,¹² sind im Brief deutlich zu spüren. Hierin unterscheidet sich der Ton dieses Briefes von dem hoffnungsvolleren Brief gleichen

⁹ Vgl. Kosellek 2000, 159f.

¹⁰ Vgl. Wulbusch 2005, 17.

¹¹ Vgl. an Georgine Heyne, 10./13.12.1785: „Mein einziges Bestreben ist Forstern Bequemlichkeit zu verschaffen und seinen Haushalt so wenig kostbar wie möglich einzurichten. Seine Dankbarkeit, ist mir die überschwänglichste Belohnung.“ In: Heuser 1999, 192.

¹² Die erste Schwangerschaft galt als die gefährlichste für die Mutter, vgl. Imhof 1981, 162.

Datums an Soemmerring.¹³ Besonders eigenartig an diesem Brief ist die Tiermetaphorik – „Krabbe“ und „Drache“ sind die häufigsten Begriffe, die Huber im Briefwechsel in Bezug auf ihr ungeborenes Kind benutzt.¹⁴ Dass Georg Forster eine kurze Nachschrift und keinen eigenständigen Brief schrieb, deutet auf die nachlassende Korrespondenz mit seiner Schwiegermutter hin. Wie in seinem letzten überlieferten Brief an Georgine Heyne (vgl. an Georgine Heyne, 27.03.1786, AA XIV, 456) ist diese Nachschrift durch Höflichkeitstopoi gekennzeichnet.

Besonders auffällig an dem Brief sind die Äußerungen Therese Hubers zur Polenfrage. Der Wilna-Aufenthalt fällt zusammen mit tiefgehenden politischen Umwälzungen in Polen. Mit den drei Teilungen Polens (1772, 1793, 1795) wurde der Staat vollständig aufgelöst und von den drei angrenzenden Staaten Preußen, Russland und Österreich annexiert. Der Doppelstaat Polen-Litauen galt aus aufklärerischer Perspektive in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als verfallender Staat aufgrund der feudalherrschaftlichen Verhältnisse, der Leibeigenschaft der Bauern und der einander bekämpfenden Magnatenfraktionen. Doch wurde in den 1770er Jahren der Versuch unternommen, Polen-Litauen nach aufklärerischem Muster neu zu gestalten. Der auf Betreiben Katharinas 1764 gewählte letzte König Polens, Stanislaw August Poniatowski (1732-1798), gab den Anstoß zu Reformen¹⁵ und wurde dafür in der Regel in der zeitgenössischen deutschen Reiseliteratur bewundert.¹⁶ Im politischen System der ständischen Adelsrepublik verfügte der Wahlkönig über wenig Macht, da jeder Abgeordnete im Parlament das berüchtigte *Liberum Veto*, das einst als „goldene Freiheit“ hochgeschätzte Einspruchsrecht, hatte, um Entscheidungen und sogar Reichstage selbst zu vereiteln. Dieses Recht wurde von ausländischen Beobachtern getadelt als Grundursache für den Verfall Polens, z.B. vom Engländer William Coxe in seinem für deutsche Reisen-

¹³ Vgl. an Soemmerring, 20.02.1786: „[M]eine Schwangerschaft abgerechnet, bin ich jetzt gesunder, als ich seit beinahe vier Jahren war. Vor dem Tod – so gern ich mit und für Forstern lebe, fürchte ich mich nicht, er ist das geringste Uebel, weil wir's nicht leiden [...]. Ich hoffe das Beste und wünsche nur, daß Forster nicht allein sein möchte, wenn für ihn das Schlimmste geschieht“, in: Heuser 1999, 208.

¹⁴ Vgl. an Soemmerring, 14.07.1786: „das Krabbe saugt wie ein Blutegel“, ebd., 235.

¹⁵ Vgl. Heyde 2008, 48.

¹⁶ Vgl. Struck 2006, 340f.

de bedeutenden¹⁷ Reisebericht.¹⁸ Daraus ergibt sich die weitverbreitete Vorstellung der polnischen Anarchie,¹⁹ auch „pohlnische [sic] Haushaltung“²⁰ genannt.

In dem Brief nimmt Huber explizit auf die polnische „Anarchie“ Bezug:

Unßer rare König ist sehr kränklich, danck dem Dienste der Venus ist der arme Mann würcklich sehr zu bedauern. Er hat heftige epileptische Anfälle, die ihn einmahl schnell fortschicken können. Dann geht der Teufel loß – darunter und darüber. Es soll nicht schlimm sein; ich dencke immer Rußland giebt und [*recte uns*] ein käiserliches Kallmückchen zum König, sezt ihm einen Vormund, und Regiert mit vieler Weisheit ferdlichst. Und monarchie ist beßer als anarchie, und Aristokratie, und Kannailarchie – den daß ists jezt. Die Polen würden als rusische Provinz bald mehr sein als als freistat.

Hier wird die Möglichkeit der erneuten Teilung Polens als logische und pragmatische Konsequenz der politischen Labilität im Frühjahr 1786 vorgeführt. Auch Georg Forster geht zu dieser Zeit von einer zweiten Teilung Polens aus, falls Poniatowski stürbe (vgl. an Soemmerring, 19.01.1786, AA XIV, 427). Russlands Vorhaben bestand darin, die Armee einzusetzen, um für einen günstigen Ausgang bei der Königswahl zu sorgen (vgl. an Soemmerring, 19./20.03.1786, AA XIV, 454f.). Forster behauptet, ihm seien die politischen Ereignisse gleichgültig (vgl. ebd., 455), während Huber das Eingreifen Russlands befürwortet. Dies lässt sich mit dem ineffizienten Staatssystem begründen, das Huber zufolge den Fortschritt verhindere: „die Regierungsform stöhrt hier das alles macht alle Harmonie, und Aufklärung unmöglich; die Nation bleibt blind, die Menschen verderbt.“²¹ Mit der sprachlich kreativen Neuprägung „Kannailarchie“ beurteilt Huber moralisierend den polnischen Adel, indem sie den Hoch- und Kleinadel abwertend als „Canailles“, als lasterhaft und boshaft erscheinen lässt,²² und so steigert sie das bereits negativ beladene Klischee der polnischen Anarchie. Genauso stark ist Forsters Kritik an der willkür-

¹⁷ Vgl. ebd., 98.

¹⁸ Vgl. Coxe 1785, 75.

¹⁹ Vgl. Plomińska-Krawiec 2002, 6.

²⁰ Köster 1776, 26.

²¹ An Georgine Heyne 27./28.01.1786, in: Heuser 1999, 203.

²² Vgl. Eintrag zu „Canaille“ in: Adelung 1808, 1296.

lichen Machtausübung des polnischen Hoch- und Kleinadels (vgl. an Lichtenberg, 18.06.1786, AA XIV, 492).

Anders als Georg Forster, der die Krankheit Poniatowskis nur der Epilepsie zuschreibt (vgl. an Soemmerring, 19.01.1786, AA XIV, 427), werden bei Huber die epileptischen Anfälle mit der sexuellen Freizügigkeit Poniatowskis („dem Dienste der Venus“) verknüpft, die dem medizinischen Diskurs der Aufklärung zufolge als körperliche Schwächung und „gefährlicher Kräfteverbrauch“²³ betrachtet wurde. Die Gleichstellung von Poniatowskis Regierungsunfähigkeit und seiner Impotenz²⁴ in Hubers Briefen gehört zur fast tragikomischen Darstellung des polnischen Königs, reflektiert bürgerliche Moralvorstellungen vom adligen Libertinismus und entspricht zugleich dem gängigen Bild von Poniatowski als schwachem und handlungsunfähigem König.²⁵ Dazu wird auch die Darstellung Poniatowskis als politisch und sexuell „verweiblichte“ Figur – insbesondere in Anspielung auf seine Affäre mit der Zarin Katharina²⁶ – aufgegriffen.

II

Der im Günderrode-Nachlass gefundene Brief lautet wie folgt:²⁷

Wilna den 20 Februar 1786

Gott verzeih mir die Sünde! aber ich glaube wie Salomon sagte alles sey eitel,²⁸
da war er
grade auch schwanger. Ich finde zum Beispiel jezt in dießem Augenblick gewaltig
viehl
Eitelkeit untern Monde, den ich habe aller Welt unangenehme Empfindungen
an mir, und
die verhindern mich so gar mit Vernunft an meine liebe Mutter zu schreiben.
– PROPATEM [**recte: probatum**]
est.²⁹ Da ward mirs eben zu toll, und da bin ich in den Hoff gelauffen und habe

²³ Titzmann 2002, 43.

²⁴ Vgl. an Georgine Heyne, März 1786, in: Heuser 1999, 218f.

²⁵ Vgl. Dembiński 1941, 116.

²⁶ Vgl. Dawson 2002, 74.

²⁷ Ms. Ff. K. v. Günderrode Abt 2 A1 Bl. 21-29 26r-27v.

²⁸ Anspielung auf Prediger 1.2.

mein Mittagessen heraus gegeben – nun ist mir besser. Sie wundern sich daß
meine
Ublichkeit immer noch fortwährt – die Kentzeichen die Sie mir so mütterlich
angeben spür
ich noch nicht entscheidend, aber es ist nun über den 4 Monat und meine
Ublichkeit, mein
Mangel an Apetit, und völlig geschwächter Magen, währt immer fort. Ich
bringe keinen
Tag ohne Sie hin. Es ist sonderbar wie die ganze Reihe von Neigungen sich
ändert bei dießer
Gelegenheit. Sonst, werden Sie sich erinnern wie ich das Gemüse liebte, und
wie wenig
Fleisch ich aß. Jezt darf ich kein Gemüß – nichts VEGETABILisches kosten, lebe
blos von
Fleisch, und Milch. Den CAFFE der mir sonst so gut schmeckte, schenk ich mit
Ekel ein, und
trinke Milch und Waßer wie ein Krabbe von 4 Jahren. Nur Thee ist mir gut
und
wird mit Lust genoßen, sonst verdaut mein Magen nichts, und ich kann es
fühlen wie
er sich mit Mühe bewegt, den es ist mir als soll er Holz verdaun. Nun verzeih
es Gott
Osan³⁰ im Himmel! Der hat mit seinen Teufeldreck,³¹ warmen Bad, Kräuterkur
und Bitter-
x-xumen³² es endlich so weit gebracht. Mir ist jezt nicht bange, sollte aber
dießer Zustand
nach dem Wochenbett fortwähren, so würde mir das Stillen schwer werden;
und daß ist fast wie
die Sonne am Himmel klar ist, daß ich den Drachen fütter wenn ich nicht selbst
stillen kann,

²⁹ Probatum est: es ist bewährt.

³⁰ Samuel Christian Gotthold Osann (1743-84) wurde 1778 Doktor der Medizin und war seit 1780 in Göttingen als Privatdozent an der Universität tätig. Vgl. an Soemmering, 20.02.1786: „Osann und Richter, denen es Gott verzeihen mag, haben mich zwei Jahre lang an Medicin gewöhnt, mich mit rasenden Kuren so geschwächt, daß es doch ein Wunder ist, wie ich Gesundheit übrig behielt.“ In: Heuser, 1999, 208.

³¹ Teufelsdreck: *ferula assa-foetida*, Asant, häufig als Arzneimittel verwendet.

³² Wahrscheinlich wird hier auf ein Arzneipflaster aus Brotkrumen hingedeutet.

eine Amme nehm ich nun und nimmermehr. Ich thäts nie in Deutschland –
ich habe däucht
mir Ammenwirtschaft³³ genug erlebt – hier noch weniger – das Kind müßte
ein Polacke
werden³⁴ wenn es dieße Säfte einsüg aus Boracki,³⁵ Kabusta³⁶ und Beduina³⁷
gebraut,
nebst Leinöhl und Brantwein.³⁸ Huhu! ich könnte das Kind nimmer küssen!
In meine
Kinderzeuge (was nach meinem Plane noch lange nicht kann gemacht werden
den ich fange
erst die Forsters hemden an) – richt ich mich ganz nach Ihnen, verbanne nur
alle seiden Mü-
zen, und Wickelbänder. Aber die lieben Matrazen, und die kleinen liebchen
ohne einen Schattzen
von Schnürbrust, werden zum Troz der Polen residieren. Das bunte leinen
mus ich herx-x
lich die Elle (über ein halb Virthel länger als die Ihre) zu 2 fl³⁹ daß ist ohngefahr
10 ½ mgl⁴⁰
bezahlen, den solches wie die Ueberzüge über die Stühle in der Visitenstube
den es ist alles
leibziger, oder Schlesisch. – Liebe Mutter mir wird manchesmahl recht bang
ums Herz
wenn ich mir die Zeit dencke, obschon der garstige Forster der doch ein
menge nackte
Mädchen gesehen hat, behauptet daß mein Bau so richtig sei daß ich von der
Seite ohne einen
besondern Unfall nichts zu fürchten habe. Da bekommt er den immer Ohrfeigen
wenn er

³³ Ammenwirtschaft: vgl. Dülmen 1990, 94: „Zu Ende des 18. Jahrhunderts hatte sich das Ideal des Selbststillens im Mittelstand [...] durchgesetzt“.

³⁴ Hier teils ironische Anspielung auf die Vorstellung, dass über die Milch Eigenschaften an das Kind weitergegeben werden.

³⁵ Boracki: wahrscheinlich armenische Knödel.

³⁶ Kabusta: eine Art Sauerkraut.

³⁷ Beduina: vermutlich Bocvina oder Bodwina, der Borschsuppe ähnlich und aus den frischgeschnittenen Blättern und Stielen roter Beeten zubereitet.

³⁸ Brantwein: beliebtes Getränk unter Litauern.

³⁹ fl: Gulden.

⁴⁰ mgl: Mariengroschen.

// sich in so etwas mischt. Wenn ich mir denn die Freude dencke Mutter zu sein, und wieder
so wie sonst ein solches kleines Geschöpf um mich zu haben, so scheints mir daß mir
wie der Sommer den ich ohnehin so sehr sehnsgesucht voll erwarte, werde mir mit tausend Reizen
erscheinen. Daß mein Vater Freude darüber hat ist mir wohl lieb. Ich habe so eine
Lust gehabt ihn zu schreiben, ich hatte eben auch eine würckliche Ursache dazu. Liebe Mut-
ter wenn ich die Welt so gehen sehe wie sie geht, und die Menschen, als die gerühmten
Menschen handeln sehe wie sie handeln, so erscheint mir das Verdienst meines Vaters
in einen [sic] recht reizenden Glanze. Was thut er wenn andre schwazen? Und wie thut
er? Daß er mein Vater ist ist weder für ihn noch mich Verdienst, aber daß ich durch
diesen Zufall Gelegenheit hatte ihm näher zu sehen, und seine Verdienste würcken
zu sehen dafür danck ich das Schicksal. Er ist nicht glücklich, und kann es nicht sein, denn
alles Gute was er that ist ihm dannach mit Undank gelohnt, und die Buben die er
unterstütze möchten ihn gern verdunkeln. Ich glaube nicht daß in ganz Polen ein Mann
ist der ihm ganz fühlen und faßen könnte wie er ist. Von Karln⁴¹ denk ich bis weilen daß er
nun wenigstens aufgehört hat ihm Kummer zu machen, Sömmerring⁴² schreibt mir Gutes von
ihm. Von Mariannen⁴³ ihrem Herzen hoff ich noch nicht. Aßad⁴⁴ schreibt mir daß die Güte x-x

⁴¹ Carl Wilhelm Ludwig Heyne (1762-1794), Bruder Therese Hubers.

⁴² Samuel Thomas von Soemmering (1755-1830), Anatom, Anthropologe, Erfinder und Freund Georg Forsters.

⁴³ Marianne Louise Charlotte Heyne (1768-1834), Schwester Therese Hubers.

⁴⁴ Aßad: Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer (1759-1840), 1785-88 außerordentlicher Professor der Philosophie und deutscher Literatur und Bibliothekar in Göttingen.

Vater für ihn hätte, und daß Zutraun daß er ihm bewieße ihn alle Schmerzen der Trennung
ersezte, und ihn für alle Bitterkeit und Ärger [versüßte] belehrte den er um sich fänd.
Des armen Aßads Gemüt ist noch sehr trübe und ärgerlich. Aber mich freut daß herz-
lich! So ist doch ein Mensch um ihn der einen kleinen Theil seines Zutrauns besitzt, und es
können Fälle kommen die Gott verhüten mag wo daß sehr gut sein wird. Der Himmel
erhalte Sie nur meine liebe Mutter, so bleibt ihm doch immer eine Stüze wenn er älter
wird. Da Sie ein neues Mädchen nehmen, so kann ich hoffen, daß Sie keine neue Amme nö-
thig haben, und daß wolt ich um Ihrer Gesundheit willen sehr wünschen, den übrigens fänd
das 8te Kind wohl Brod wo ihrer 7 [sich] mit der Aussicht erzogen werden müßten
– im Fall nicht so viele elende Geschöpfe aus ihnen werden sollen; daß sie müßten
nicht viehl brauchen müssen. Vor einigen Tagen starb in Warschau ein Bekannter von
uns und hinterlies 11 Kindern von denen erst 3 versorgt / 7 noch klein sind.
Mir ist jede solche Nachricht ein Stich ins Herz. Denn könnte ich wünschen nie geheiratet zu haben, so könnt ich wenigstens meine Kleinen anführen und ihnen lehren wenig zu bedürfen. Wenn ich meinem Kinde keine andere Erziehung geben kann, so soll es wenigstens lernen wenig brauchen. Verzeihe Sie bester Mutter daß ich in diese // ernsthafte Betrachtungen gekommen bin. Armut haben Ihre Kinder nie zu fürchten, daß weiß ich. Die meine haben nichts daß ist gewiß. Laß Polen in Unordnung gerathen, so hab ich auch nichts, [daß ist] denn froh leben zu können ist alles was ich wünsche. Denn muß Forster Secretär werden, und ich werde Nätherinn – nicht in Polen den komts auf drocken Brod an so eß ichs lieber in meinem Vaterland, aber nicht bei Ihnen – meine

beste Mutter würde weinen wenn Sie mich nicht säh in kleinem Stülpchen
gehn, und selbst Wa-
ßer von Brunnen heben – und weinen nun mich soll sie nie mehr. Nein Mutter,
auch
nicht wenn ich tod bin. Ist mein Kind sehr klein, so nehmen Sies, und dann
weinen
Sie um Forster, den der wird gestorben sein wenn ich im Grabe bin. Daß sind
keine
traurige Ideen, glauben Sies nicht. Ich bin nun einmal nicht ruhig wenn ich
nicht
meine Partie genommen habe, in jeden möglichen Fall. Unßer rare König⁴⁵ ist
sehr kränklich, danck dem Dienste der Venus⁴⁶ ist der arme Mann würcklich
sehr zu be-
dauern. Er hat heftige epileptische Anfälle,⁴⁷ die ihn einmahl schnell
fortschicken können.
Dann geht der Teufel loß – darunter und darüber. Es soll nicht schlimm sein;
ich dencke
immer Rußland giebt und [**recte uns**] ein käiserliches Kallmückchen⁴⁸ zum
König, setzt ihm
einen Vormund, und Regiert mit vieler Weisheit felderlichst. Und monarchie
ist beßer als
anarchie, und Aristokratie, und Kannailarchie – den daß ists jezt. Die Polen
würden als rusische Provinz bald mehr sein als als freistat. Forster ist ganz
unausstehlich fleißig; er arbeitet Tag und Nacht an seinen Program, oder
dißertation⁴⁹
was es ist? Gestern saß er von drei Uhr bis 10 Uhr Abend, tranck nur ein paar
Tassen Thee da zwischen, aß nicht zu Abende – ich auch nicht – der Uhu! Zu
Abendeßen
wir nie, nur ein Spuppe [**recte Suppe**] und trockne Brödchen. Wir haben
zusamen geleßen HELVE-

⁴⁵ Stanislaw II. August (Stanislaw Antoni Poniatowski) (1732-1798), wurde 1764 zum König von Polen und Großfürst von Litauen gewählt und regierte bis zu seiner Abdankung im Jahre 1795. Letzter der polnischen Wahlkönige.

⁴⁶ Dienste der Venus: sexuelle Freizügigkeit.

⁴⁷ Vgl. an Soemmerring, AA XIV, 427 und an Soemmerring, AA XIV, 454f.

⁴⁸ Kallmückchen: Mit dem Kalmücke bezeichnet man das mongolische Volk in Kalmückien, das im 18. Jahrhundert zum Russischen Reich gehörte.

⁴⁹ Vgl. an Soemmerring, AA XIV, 436. Forsters Dissertation ist 1786 bei Dieterich in Göttingen erschienen unter dem Titel: *Florulae insularum australium prodromus auctore Georgio Forster*.

TIUS DE L'HOMME – wenn Sie sich wollen Freude machen so leßen Sies []
doch. Wißen Sie wohl daß ich den ganzen Johnston⁵⁰ [**recte: Johnson**] habe?
und Bell?⁵¹ Und Shakes-
pear? Ey ja wir Sarmaten⁵² äßen lieber trocken Brod, und kaufens Büchel.
Meine beste Mutter ich müßte Ihnen lange, lange liebes Erklärungen machen
wenn
ich nicht schwindlich wär. So will ich nun kurz sagen daß ich meine beste,
beste Mutter von
ganzer Seele liebe, und so an Sie dencke und von ihr träume! Leben Sie wohl!
gute
liebe Mutter! seyn sie fröhlig und ruhig und genießen Sie heute da gestern
über-
lebt, und Morgen nicht Ihre ist. Marie ist vernünftig, weint vor Liebe wenn
sie an Sie denckt, und grüßt Sie herzlich. Leben Sie wohl! Wenn Sie den
Brief erhalten, so ist mein Kuß längst verflogen. Aber ich umarme Sie
doch in Gedancken. Ich bin nicht wohl genug um Mariannen zu schreiben.
// [in Georg Forsters Hand] Ich küsse meiner besten Mutter Hand, und bitte
mich heut zu entschuldigen, daß ich nicht
schreibe, denn es ist mir ein Geschäft in den Weg gekommen. Wir sind gesund,
und haben viel Schnee und Kälte in unserm Welttheil, aber wir blicken ihn
recht
froh an. Nur zuweilen füllt eine Träne unser Auge wenn wir nach Hause
denken;
aber sie hindert uns nicht zu genießen was uns das Schicksal noch gelaßen
hat.
Tausendmal wiederhole ich Ihnen u dem besten Vater die Versicherung mei-
ner kind-
lichen Liebe. Ihr Forster.

⁵⁰ Johnston: Samuel Johnson (1709-84), englischer Gelehrter, Schriftsteller, Lexikograph und Kritiker.

⁵¹ Bell: wahrscheinlich ist hier der englische Verleger und Herausgeber John Bell (1754-1831) gemeint, dessen 109-bändige Sammlung *Poets of Great Britain Complete from Chaucer to Churchill* zwischen 1777 und 1783 erschien.

⁵² Sarmaten: in der Kartographie der Antike wird das Gebiet zwischen Weichsel und Wolga als Sarmaten bezeichnet. Der Begriff ist für die polnisch-litauische Identität von Bedeutung.

Literaturverzeichnis

Adelung, Johann Christoph: *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen von Johann Christoph Adelung. Mit D. W. Soltaus Beyträgen revidirt und berichtiget von Franz Xaver Schönberger*, Wien 1808.

Becker-Cantarino, Barbara: „Therese Forster-Huber und Polen“, in: *Daß eine Nation die ander verstehen möge*, hrsg. v. Norbert Honsza, Hans-Gert Roloff u. Marian Szyrocki, Amsterdam 1988, 53-66.

Bömelburg, Hans-Jürgen: „Johann Georg Forster und das negative deutsche Polenbild. Ein Aufklärer und Kosmopolit als Architekt eines nationalen Feindbildes?“, in: *Mainzer Geschichtsblätter* 8 (1993), 79-90.

Coxe, William: *Reise durch Polen, Russland, Schweden und Dänemark. Mit historischen Nachrichten, und politischen Bemerkungen begleitet*, übers. v. Johann Pezzl, Bd. 1, Zürich 1785.

Dawson, Ruth: „Eighteenth-Century Libertinism in a Time of Change: Representations of Catherine the Great“, in: *Women in German Yearbook* 18 (2002), 67-88.

Dembiński, B.: „The Age of Stanislas Augustus and the National Revival“, in: *The Cambridge History of Poland. From Augustus II to Pilsudski (1697-1935)*, hrsg. v. W. F. Reddenay, J. H. Penson, O. Halecki u. R. Dyboski, Cambridge 1941, 112-136.

Dülmen, Richard von: *Kultur und Alltag in der frühen Neuzeit, Bd. 1: Das Haus und seine Menschen. 16.-18. Jahrhundert*, München 1990.

Heyde, Jürgen: *Geschichte Polens*, München 2008.

Huber, Therese: *Briefe*, Bd. 1: Briefe 1774-1803, hrsg. v. Magdalene Heuser, Corinna Bergmann-Törner, Diane Coleman Brandt, Jutta Harmeyer u. Petra Wulbusch, Tübingen 1999.

- Imhof, Arthur E.: „Women, Family and Death: Excess Mortality of Women in Child-Bearing Age in Four Communities in Nineteenth-Century Germany“, in: *The German Family. Essay on the social history of the family in nineteenth- and twentieth-century Germany*, hrsg. v. Richard J. Evans u. W. R. Lee, London 1981, 148-174.
- Kosellek, Gerhard: „Deutsche Reiseberichte über das Polen Stanislaus August Poniatowskis“, in: Ders., *Reformen, Revolutionen und Reisen: deutsche Polenliteratur*, Wiesbaden 2000, 159-92.
- Köster, H. M. G.: *Die neuesten Staatsbegebenheiten mit historischen und politischen Anmerkungen. Erstes Stück*, Göttingen 1776.
- Müller, Michael G.: *Die Teilungen Polens. 1772. 1793. 1795*, München 1984.
- Orłowski, Hubert: „*Polnische Wirtschaft*. Zum deutschen Polendiskurs der Neuzeit“, Wiesbaden 1996.
- Płomińska-Krawiec, Ewa: „Stanislaus August Poniatowski, der letzte König Polens in der deutschen Prosa des 19. Jahrhunderts“, in: *Studia Germanica Posnaniensia* 27 (2002), 5-23.
- Schultz, Helga: „Georg Forster und Polen – Irritationen und Vorurteile“, in: *Auf dem Weg in die Moderne – Radikales Denken, Aufklärung und Konservatismus*, hrsg. v. Brigitta Bader-Zaar, Margarete Grandner u. Edith Saurer, Wien 2007, 47-63.
- Struck, Bernhard: *Nicht West – nicht Ost. Frankreich und Polen in der Wahrnehmung deutscher Reisender zwischen 1750 und 1850*, Göttingen 2006.
- Titzmann, Michael: „Die ‚Bildungs-‘/Initiationsgeschichte der Goethe-Zeit und das System der Altersklassen im anthropologischen Diskurs der Epoche“, in: *Wissen in Literatur im 19. Jahrhundert*, hrsg. v. Lutz Danneberg u. Friedrich Vollhardt, Tübingen 2002, 7-64.
- Wippermann, Wolfgang: *Der Ordensstaat als Ideologie*, Berlin 1979.
- Wulbusch, Petra: *Therese Huber und Emil von Herder: Zum Geschlechterdiskurs um 1800*, Berlin 2005.

Forster und Herder über die Künste

Rotraut Fischer

Die „täuschende Wahrheit der Kunst“¹ – Johann Gottfried Herder und Georg Forster im Kontext der Diskussion um das „Plastische Ideal“²

„Eine Statue muss leben“, schreibt J.G. Herder in seinen nachgelassenen „Gedanken aus dem Garten zu Versailles“,³ der Untertitel seiner wenig später entstandenen Plastik-Schrift verweist auf die Tradition, in welcher dieser Ausruf steht: Ovids Pygmalion-Erzählung, die auch Winckelmann in seiner Beschreibung des Apollo im Belvedere zitiert.⁴ Sie erzählt von dem Traum, dass die Trennung von Kunst und Leben aufzuheben sei und die steinerne Schönheit lebendig werden möge. Sie trägt zugleich das Göttliche und den Eros in die Kunstbetrachtung, denn nur die Göttin (Athene) kann die kalte Schöne beseelen und nur Eros ihr die Weichheit und Wärme des Lebens geben. Herder fährt fort, zunächst in enger Anlehnung an Ovid:

[...] [I]hr Fleisch muß sich beleben: ihr Gesicht und Miene sprechen. Wir müssen sie *anzutasten glauben* und *fühlen* [Herv. d. Verf.], daß sie sich unter unsren Händen erwärmt. Wir müssen sie vor uns stehen sehen, und fühlen, daß sie zu uns spricht. Siehe da, zwei Hauptstücke der Sculptur: Fleisch und Geist.⁵

Das „Fleisch“ belebt sich beim Dichter durch Küsse und wird weich durch Berührung. Doch hier gibt Herder dem antiken Vorbild eine andere Wen-

¹ AA IX, 266.

² Rupprecht 1963, 195-229.

³ Herder 1977b, 361.

⁴ Vgl. Ovid 1988, 243-297 u. Winckelmann 1829a, LXV. Siehe dazu auch: Mülder-Bach 1994, 341-370.

⁵ Herder 1977b, 361.

dung: Wir *fühlen*, dass sie lebt, wenn wir sie anzutasten *glauben!* Das „Fleisch“ ist da für die Täuschung, wir müssen *glauben*, den steinernen Körper anzutasten, ja, zu „erwärmern“.⁶ Illusionär wird die Kunst ins Leben geholt, die „Illusion“ ist da „für's Gefühl“. Auf Seiten des Betrachters vollzieht sich die Illusionierung durch eine Aktivierung des Tastsinns, auf Seiten der Statue und ihres Schöpfers durch die „Reizungen des Augenscheins“.⁷ Die Metamorphose vom toten Stein ins Lebendige geschieht in einer Art sich steigernder imaginär-erotischer Kommunikation zwischen Bildwerk und Betrachter.⁸ Da ‚wir‘ die Statuen nicht unmittelbar berühren können, brauchen wir unseren Distanzsinn, das Auge. So kommt zum Tasten auch für Herder das Sehen, beides muss verbunden werden.

Das Auge tritt in die Spitzen der Finger: wir vergessen die kalte Oberfläche, als ob's Malerei wäre: wir sehen nicht, wir fühlen die zarte Haut, das runde Kinn, die sanfte Wange, die schöne Brust, die weiche Hüfte – den schönen Umriß des Körpers.⁹

Der ganze Kunstgenuss beruht auf „Illusion“, ist die Illusion, als Zwischenstschritt dient die Vorstellung der Malerei, die der Phantasie sozusagen auf die Sprünge hilft und das „Kalte“ des Materials vergessen lässt; die Aktivierung des Tastsinns ist eine Art Autosuggestion, die Skulptur zu verlebendigen. Denn nur als Lebendige „spricht“ sie „zu uns“. Der Stein wird also auf dem Umweg über die Vorstellung der Malerei, d.h. einer Handlung, in einen „sprechenden“ verwandelt.

Es ist nicht blos genug, daß sich Alles unter unsren Händen erwärme: es muß ein Geist in diesem Fühlbaren wohnen, der unmittelbar zu unserm Geiste spreche: durch eine Sympathie, durch eine Anziehung, die sich der Wollust nähert.¹⁰

Die Statue spricht zu „unserm Geiste“, sie teilt uns ihre Wahrheit mit; diese Wahrheit kommt als Illusion daher, ist nur in ihr erfahrbar; Eros befähigt sie, weckt Sympathie, Anziehung und Wollust. In solchem Zusammenhang denkt Herder „platonisch“, wenn er schreibt: „Der Verstand

⁶ Ebd., 371.

⁷ Ebd., 413.

⁸ Vgl. Müllder-Bach 1994, 359.

⁹ Herder 1977b, 361.

¹⁰ Ebd., 371.

hat um so mehr Welt und Chaos sich idealistische Bilder zu schaffen, wenn nur die Hand tastet. Die Beschreibungen des Gefühls werden immer Ideen Plato's.¹¹ Das Gefühl schlägt hier die Brücke zur Idee. Herder rekonstruiert vor dem Hintergrund des zeitgenössischen Sentimentalismus das Entstehen von (Kunst-)Begriffen aus den Sinnen und argumentiert entwicklungspsychologisch, wenn er „in die Spielkammer des Kindes“ bittet – nicht seine einzige Referenz auf Rousseau – und die Herausbildung des Gesichtssinns während der kindlichen Entwicklung eng an die des Tastsinns bindet.¹² Was wir nicht durch das Gefühl (im Sinne des Tastsinns) erkannt hätten, bleibe uns ewig eine bloße Erscheinung.¹³ Erst durch das Gefühl bekämen wir einen Begriff von einer Sache; die

schweren Begriffe, die wir uns langsam und mit Mühe ertappen, werden von Ideen des Gesichts begleitet: dies klärt uns auf, was wir dort nur dunkel faßten, und so wird uns endlich geläufig, das mit einem Blick wegzuhaben, was wir uns Anfangs langsam ertasten mußten.¹⁴

Das Gesicht wird zur „verkürzte[n] Formel des Gefühls“, denn „im Gesicht ist Traum, im Gefühl Wahrheit“,¹⁵ durch das „Gesicht“ entstehen Vorstellung und Konstruktion, im „Gefühl“ Unmittelbarkeit. Der ergänzende Gebrauch beider Sinne wird habituell. So wäre denn bei Herder nicht von einer Umkehr der Rangfolge der Sinne zu sprechen, sondern von der Einsicht in deren Zusammenspiel: Indem er die Entwicklungsgeschichte des Individuums bemüht, billigt er den Sinnen zu, dass sie lernen. Die körperlich-tastende Erfahrung geht dem Blick voraus und ist zugleich in ihm aufgehoben: Jede visuelle Erfahrung enthält das tastend „Gelernte“. Das Auge lernt vom Tastsinn, tritt, wie schon zitiert, „in die Spalten der

¹¹ Ebd., 411f. Zum „Platonismus“ Herders siehe Zeuch 2000, 126. Berkeley 1710 spricht von Tangible Ideas.

¹² Herder 1892, 7. Vgl. dazu Rousseau 1969, 381: „[...] j'aime mieux qu'Émile ait des yeux au bout de ses doigts che dans la boutique d'un chandelier.“

¹³ Vgl. Herder 1892, 7.

¹⁴ Ebd., 8.

¹⁵ Ebd., 9 und 97.

Finger“, „borgt vom Gefühl und glaubt zu sehen, was es nur fühl“.¹⁶ Zugleich ist das Auge jedoch „Wegweiser“ und „Vernunft der Hand“.¹⁷

Bemerkenswert ist, dass Herder die Hierarchie der Sinne auf die Einteilung der Künste anwendet. So trennt er die Malerei von der Plastik ab. Sie allein sei in einem Maße gegenwärtig, das die Malerei nie erreichen könne: Sie sei *nicht Zeichen, sondern die Sache selbst!* Zu Winckelmanns Apoll-Beschreibung assoziiert er:

[...] und warum Gefühle, die keine bloße Metaphern sind? Sie sind Erfahrungen. Das Auge, das sie sammlete, war sammelnd nicht Auge mehr; es ward Hand [...] das Anschauen unmittelbare Betastung [...].¹⁸

Die Sinne selbst sind hier historisch verstanden, als durch Erfahrung geformte. Das Gefühl ist durch die in ihm geborgene Erfahrung keine Metapher, sondern „echt“ und als echtes erfahrbar in der Bildsäule, die ganz und gar „Mensch und ganz durchlebter Körper“ sei und als „That“ zu uns spreche; sie halte uns fest und wecke „das ganze Saitenspiel Menschlicher Mitempfindung“.¹⁹

Das Gefühl, so belehrt uns Johann Heinrich Zedlers Lexikon, sei da, „wo beugsame fibrae vorkommen“; Gegenstand des Fühlens sei „dasjenige, was dem Werck-Zeuge des Fühlens eine besondere Bewegung eindrucken, und eine solche Idee in der Seele erwecken kann, welche mit derselben Beschaffenheit überein kommt“.²⁰ Die zeitgenössische Fiberntheorie, die die Humoraltheorie verdrängt hatte und bei der äußere Reize mittels der Schwingbewegungen der in einer Flüssigkeit schwebenden Fibern an das Gehirn weitergegeben werden, gibt die Erklärung des Saitenspiels. Durch Schwingen wird ein quasi mechanischer „Eindruck“ vermittelt, was auch bei der Betrachtung eines Kunstwerks angenommen wurde. Herder kann so auch von einem „echten“, also nicht metaphorischen Gefühl sprechen.

¹⁶ Herder 1977b, 361 und Herder 1994, 349. Siehe auch: Adam 2013, 225.

¹⁷ Herder 1892, 39. Zur Traditionslinie gehört auch die zeitgenössische Diskussion um den Blinden (Cheselden, Diderot), dazu Mülder-Bach 1994, 351. Sowie der „edle Blinde“ bei Jürgen Manthey 1983, 193.

¹⁸ Herder 1892b, 126. Mülder-Bach 1994, 358 spricht in diesem Zusammenhang von einer „pygmalionischen Überbietung Winckelmanns“.

¹⁹ Herder 1892, 60.

²⁰ Zedler 1732-1754, Bd. 9, 1134.

Doch dem Konfigurieren der Saiten entspricht auch eine Art mimetischer Wechselwirkung:

Ich weiß nicht, ob ich ein Wort wagen und es Statik oder Dynamik nennen soll, was da von Menschlicher Seele in den Kunstkörper gegossen, jeder Biegung, Senkung, Weiche, Härte, wie auf einer Waage zugewogen, in jeder lebt und beinahe die Gewalt hat, unsre Seele in die nämliche sympathetische Stellung zu versetzen. Jedes Beugen und Heben der Brust und des Knies, und wie der Körper ruht und wie in ihm die Seele sich darstellt, geht stumm und unbegreiflich in uns hinüber: wir werden mit der Statue gleichsam verkörpert oder diese mit uns beseelet.²¹

Die hier dargestellte Entsprechung ist nicht rein visueller, sondern, gleichsam vertieft, auch muskulärer Art. Ernst Gombrich sollte später in solchem Zusammenhang von „muskulären Korrelaten“ der visuellen Wahrnehmung sprechen, die sich bereits in vorsprachlicher Erfahrung herausbildeten. So benutzten „wir“ die eigenen Muskelreaktionen als Schlüssel zum Verstehen von Stimmungen und Emotionen anderer, gleichsam als Instrument der Empathie.²²

Auch Georg Forster ist die Verbindung von Täuschung und Eros in der Kunst nicht fremd. Auf seiner Reise des Jahres 1790 sieht er in der Londoner Ausstellung des Sammlers Townley eine Büste, die seinerzeit als Verkörperung der Isis angesehen wurde.²³ Seine Beschreibung weist eine große Nähe zu Herder und der pygmalionischen Tradition auf. „Ich möchte Worte finden, die diesen Kopf, oder besser das ganze Brustbild, **m a l t e n**; denn gemalt müßte es werden, damit man es fühlte.“ (AA XII, 284) Poesie und Malerei sind aufgerufen, eine Brücke zu schlagen zur Illusion der Lebendigkeit, die sich „fühlen“ lässt, „als ob's Malerei wäre“, so würde wiederum Herder sagen.²⁴ Doch was bei Herder noch assoziativer Anklang ist, wird hier bei Forster zur Bedingung des fühlenden Wahrnehmens. „Ich will erst am Äußersten verweilen“, so Forster weiter.

²¹ Herder 1892, 60.

²² Vgl. Gombrich 1984, 126f. Gombrich geht bei seinen Ausführungen auf die Einfühlungstheorie zurück, wie sie um die Jahrhundertwende von Lipps, Vernon Lee sowie Berenson, Wölfflin und Worriinger vertreten wurde und die von den Spuren muskulärer Korrelate in unserer Reaktion auf Formen ausgeht.

²³ Die Statue gilt heute als Porträt einer Römerin. Siehe dazu Gidal 2001, 163.

²⁴ Herder 1977b, 361.

Ihr Haar, an der Stirne gescheitelt, fällt zurück, und über die Schläfe [...]. Das Gewand von feiner Leinwand ist naß, und läßt die Gestalt durchscheinen [...]. Bezaubernd ist die rechte Brust, durch das Gewand fühlbar; an der linken nackten vergehen die Sinne. Den Hals wollüstig emporhaltend, üppig, voll und weich, neigt sich ihr Haupt kaum merklich zur Seite [...]! (AA XII, 284)

Indem Forster hier die Statue beschreibt in einem ineinander von Gesehnenem und Gefühltem, weicht er den Stein auf, und zwar in einer Erzählung, in der das Gefühlte, Zauber, Anziehung und Wollust, dominiert; das „Fleisch“ spricht zu ihm und spricht ihn an; das „nasse Gewand“, von Herder ebenfalls erwähnt als „Wassergewand“, das auf eine Art bekleide, „die das Gewand als Gewand vernichtigte, und das Völlige des Körpers auch unter demselben zu fühlen gab“²⁵ macht die Brust der Isis nur reizvoller, an der unbekleideten – man beachte die auch bei Herder eingehaltene Rangfolge – vergehen ihm gar die Sinne. Sie sei „weich“, Forsters Blick wird zum tastenden Finger, der den kalten Stein belebt, eine pygmalionische Metamorphose der Kunst ins Leben auch hier! Doch setzt Forster dem überwältigenden Gefühl, dem „Vergehen der Sinne“, entschiedener als Herder das Auge entgegen. Mit dem Auge findet er die „Begriffe“ wieder und schreibt:

[...] [I]m Mund ist ein Reichtum der Affektsprache, der sich nicht ausdrücken läßt; sehen muß man diese dem Sinne entgegenkommende Oberlippe, wie viel Leben in ihr verborgen ist, wie viel mannichfaltige Kraft der Bewegung in ihrer festen Wölbung, und welche Ruhe, welche sanfte, milde, nichts begehrende, aber mild empfindende Form der Schönheit in allen seinen Proportionen und Theilen! Die feine lange Nase ist noch Isisähnlich, ohne mehr Ägyptisch zu seyn; das Gesicht ist idealisiert: Ägyptische Schönheit mit dem schmachtend-melancholischen, sinnenden Ausdruck, mit einem Blick voll Liebe und wärmender Kraft zu trösten und zu beseelen. (AA XII, 284)

Mit den wiedergewonnenen Begriffen wird es Forster möglich, das Bildwerk zu charakterisieren; „sehen“ müsse man „diese dem Sinne entgegenkommende Oberlippe“, „wieviel Leben in ihr verborgen“ sei; „Kraft der Bewegung“ und „Ruhe“ sieht er in der „festen Wölbung“. Dieses Sehen von

²⁵ Herder 1977b, 363f.

„Kraft der Bewegung“ in der Form einer Lippe kann nur im Verhältnis der „Ähnlichkeit“ gelingen, sie ist die Voraussetzung auch für die gleiche Schwingung der „Fibern“, womit die Fiberntheorie dem Begriff der Ähnlichkeit eine physiologische Grundlage gäbe. Und so sind für die Darstellung in Kunstwerken, die Gefühl und Verstand gleichermaßen beanspruchen, in den Augen der meisten am besagten Diskurs beteiligten Zeitgenossen Forsters und Herders ausschließlich Menschenbilder geeignet, denn wir könnten auf dem Weg des Empfindens und Einfühlens nur das „Ähnliche“ erkennen. Deshalb ist der Mensch der vornehmste Gegenstand der Kunst, denn seine äußere Gestalt sei fassbarer als die Erscheinungen der übrigen Natur.

[...] [A]ber das weiß ich [so Forster], daß der Mensch, vor allen anderen Gegenständen der Natur, einer wahrhaften Idealisirung fähig ist, indem das *Ideal*, welches der Künstler entwirft, zugleich mit dem richtigen Verhältnisse des menschlichen Körpers als einer besonderen Thiergattung, auch die Sittlichkeit des Menschen, als mitempfunden, darstellen muß. Von keinem andern Wesen wissen wir die Bestimmung, die relative Zweckmäßigkeit und folglich die subjektive Vollkommenheit so genau und bestimmt in allen ihren Momenten anzugeben, wie von uns selbst; von keinem andern Wesen wissen wir aus vielfältig gesammelter Erfahrung den Begrif dieser Vollkommenheit mit einer tief empfundenen Vollkommenheit der Form zu paaren. (AA IX, 64)

Um uns die „innere Vollkommenheit“ eines Wesens vorstellen zu können, müssen „wir“ mit den gleichen Organen empfinden wie dieses; nur auf diese Weise ist ein Mitschwingen (und Mitleiden!) der Fibern möglich; Inneres und Äußeres hängen dabei zusammen, bedingen einander, das Äußere ist sichtbare Entsprechung des Inneren. Nur auf dieser Voraussetzung kann Gestaltung von „Bedeutung“ in „Menschenbildern“ gelingen, kann „Bedeutung“ in der „Form“ gesehen werden und können „Begrif“ und Empfindung der Vollkommenheit zusammenfallen (ebd., 65).²⁶

²⁶ Siehe auch Fiberntheorie.

I Der physiognomische Sinn

Wenn Forster in der Oberlippe der Isis-Figur „mannichfaltige Kraft der Bewegung in ihrer festen Wölbung“ sieht, so argumentiert er im Sinne der zeitgenössischen Physiognomik, der Lehre von der ‚Lesbarkeit‘ der äußeren Erscheinung des Menschen. Ihr lag die letztlich auf Aristoteles zurückgehende Annahme zugrunde, von äußerer körperlichen Merkmalen auf innere Eigenschaften des Menschen schließen zu können, d.h. auf die Eigenschaften oder Empfindungen, die jene hervorbrachten.²⁷ Sie prägte die Vorstellung, wie vom Äußeren auf ein Inneres geschlossen werden könne, sowohl im wissenschaftlichen und künstlerischen Diskurs als auch in der Alltagserfahrung. Ende des 18. Jh. machte J.C. Lavater den – zu seiner Zeit spektakulärsten, meistkritisierten und verspotteten – Versuch, die Physiognomik nach der naturwissenschaftlichen Manier der Zeit aus der spekulativen Beliebigkeit herauszuführen und auf eine wissenschaftliche Grundlage zu stellen.²⁸

Auch für Lavater ist das wichtigste und bemerkenswerteste Wesen, das sich auf Erden unserer Beobachtung darstelle, der Mensch.²⁹ Das „Aeußerliche und Innere stehen offenbar in einem genauen unmittelbaren Zusammenhang. Das Aeußerliche ist nichts, als die Endung, die Gränzen des Innern – und das Innre eine unmittelbare Fortsetzung des Aeußern“.³⁰ An der äußeren Gestalt sind die inneren Kräfte nicht in Symbolen und Zeichen sichtbar, sondern als sie selbst; diese Absage an das Symbolische (bzw. Metaphorische bei Herder) führt in der Konsequenz seiner „Anwendung“ zu einer vollständigen Allegorisierung des menschlichen Körpers, die Gestalt verweist nicht auf, sondern *verkörpert* ihre Bedeutung, die zugleich „ablesbar“ wird.³¹ Dabei sind der Maßstab für physiognomische Vollkommenheit die Bildwerke der klassischen Antike. Die an ihnen gewonnene „ästhetische Naturauffassung“ formuliert Lavater:

²⁷ Vgl. Aristoteles: Seele als Form bzw. Entelechie des Leibes, siehe dazu Fischer 1990, 326f.

²⁸ Vgl. Lavater 1772.

²⁹ Vgl. ebd., Bd. 1, 33.

³⁰ Ebd.

³¹ Siehe ausführlich: Fischer u. Stumpp 1989, 11-58.

Kein Glied am menschlichen Körper widerspricht dem andern. Keines hebt das andere auf; jegliches ist mit jeglichem zusammenhängend; jedes jeglichem untergeordnet; jedes – wird von einem und demselben Geiste bewegt [...]. Inzwischen hat jedes Glied am Menschen den Charakter des ganzen Körpers – Es ist nichts Zusammengeflicktes in der Natur [...]. Die Unerreichbarkeit der Natur wird immer ihre Ganzheit und Homogenität sein! [...] [S]ie schafft alles aus Einem; bildet alles aus Einem heraus.³²

Alle Teile des Körpers sind bedeutsam, das Ganze des Charakters drückt sich in jedem Teil aus, zum Ganzen ist jeder Teil nötig.³³ Diese Auffassung von Gestalt als „bedeutender“ ist auch einer Kunstanschauung eigen, die in der griechischen Plastik das höchste Maß gestalteter Idealität sieht. Der physiognomische Sinn ist in ihrem Zusammenhang ein Organ der Wahrnehmung von Bedeutung in der äußeren Gestalt, einer Bedeutung, die nicht, wie in späteren (romantischen) Konzepten, *hinter* der eigentlich äußeren Erscheinung zu suchen, sondern *unmittelbar* in dieser *verkörpert* ist. Der physiognomische Sinn sucht also nicht die Bedeutung der Züge einer Gestalt *hinter* ihrer Oberfläche, als etwas momentan Aufscheinendes, vielmehr ist ihm diese die „Sache“ selbst, als Verkörperung ihrer ‚Wahrheit‘.³⁴ Herder verbindet sein pygmalionisches Konzept der Täuschung mit der zeitgenössischen Physiognomik: „[...] [I]ch muss vergessen, daß es Stein ist, und die Miene, den Seelenzug, den der Körper auf dem Gesicht verewigt hat, gleichsam gegenwärtig fühlen.“³⁵ Die zeitliche Diskrepanz zwischen dem „verewigten Seelenzug“ und dem „gegenwärtigen“ Fühlen muss überbrückt werden durch die Vorstellung der Verlebendigung. In ihr wird das steinerne Bildwerk zum Zeitgenossen. Die Zeit wird in der Verewigung aufgehoben, das in ihr Entstandene wird zur ewigen Gegenwart, deren „Ruhe“ in diesem Sinne eine „bewegte“ heißen kann. Der in der Statue dargestellte und festgehaltene Moment lässt sich nach seinen Randzonen hin auflösen, in sein Vorher und Nachher. Wie Lavater in seinen *Physiognomischen Fragmenten* behandelt Herder die Teile des Gesichts einzeln, so wird die Stirn zum „Tempel von der ganzen Gesinnung der Seele“, das Auge zum „Redner des Willens“ der Seele und „Herold

³² Lavater 1772, Bd. 3, 110.

³³ Vgl. ebd., Bd. 4, 40f.

³⁴ Siehe Rupprecht 1963, 205f.

³⁵ Herder 1977b, 371.

ihres Verlangens“. Durch die einzelnen Teile des Körpers spricht die „Fühlbarkeit“ in der Skulptur „von innen aus zu uns“³⁶ Diese „Fühlbarkeit“, beruhend auf Verlebendigung, unterscheidet Herder andererseits von Lavater, dessen Messverfahren auf eine Mortifizierung des Gegenstandes hinausläuft.

II Allegorisierung

Die physiognomische Betrachtungsweise schließt die Ablehnung einer (barocken) Allegorese bzw. von Attributen überhaupt ein. So bezeichnet Heinrich Meyer, Goethe gedanklich nahe stehend, die barocke Allegorese als „mechanisches Verfahren, das den tieferen Zusammenhang von Sinn und Erscheinung in der menschlichen Gestalt nicht erfaßt“.³⁷ Er mokiert sich über die Künstler nach Raphael:

[...] [S]ie achten es für hinreichend, jeder Figur ein Zeichen zu geben, und mit denselben, wie mit Zahlpfennigen zu spielen, sie hielten die Symbole zusammengenommen für eine Zeichensprache, die Figuren im Einzelnen für Buchstaben, und glaubten damit alle ohne Ausnahme darstellen zu können.³⁸

Herder, dem die Allegorie in seiner *Plastik-Schrift* „Eins durchs Andere“ bedeutet,³⁹ gibt ihr einen neuen Sinn:

Ich kann sagen, daß bildende Kunst eine beständige Allegorie sei, denn sie bildet Seele durch Körper [...]. Der Künstler hat das Vorbild von Geist, Charakter, Seele in sich und schafft diesem Fleisch und Gebein: er allegorisiert also durch alle Glieder.⁴⁰

Allegorisierung ist hier Gestalt geben. Nicht mehr die von sich weg auf etwas, z.B. auf ein beigefügtes, nur dem Wissen erschließbares Attribut, hinweisende Gestalt, erklärt bzw. versinnbildlicht die Bedeutung auch des Bildwerks, sondern dieses selbst steht für seine Bedeutung, es ist seine Bedeutung. Diese „plastische“ Auffassung einer Einheit von Zeichen und

³⁶ Ebd., 371 u. 373.

³⁷ Siehe Rupprecht 1963, 199f.

³⁸ Meyer 1799, 2. Stück, 79.

³⁹ Herder 1892, 79.

⁴⁰ Ebd. Eine Realallegorisierung bei Herder sieht Lothar van Laak 2007, 321-329.

Bedeutung hat eine Entsprechung bzw. Radikalisierung in der Vorgehensweise der Physiognomiker, allen voran Lavaters und Carl Gustav Carus'. Ihre anthropometrischen Verfahren allegorisieren das Individuum, indem sie seine Oberfläche vermessen und das gefundene Maß für die Sache selbst nehmen. Messbare Zeichen und „Buchstaben“ im Sinne Meyers sind dann Eigenschaften und distanzlos mit dem Charakter identisch.⁴¹

III Das plastische Ideal – die bewegte Ruhe

Das plastische Ideal hat den physiognomischen Sinn zur logischen und historischen Voraussetzung. Die im Bilderstreit des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jh. vorhandene Idealvorstellung von bildender Kunst, die sich an der zeitgenössischen Interpretation der antiken Plastik orientiert, teilt mit der physiognomischen Auffassung von Wahrheit im Sinne Lavaters das Prinzip der Untrennbarkeit von Form und Bedeutung. Physiognomik und Kunstprogramm gehen hier ineinander über. Grundlegend für alle in der Auseinandersetzung um das „Plastische Ideal“ vertretenen Positionen waren Winckelmanns Schriften zur Kunst und Kultur. Er „entdeckte“ für seine Zeit und Nachwelt ein neues Griechenland, weshalb Goethe ihn einen „neue[n] Columbus“ nannte.⁴² Schon bei Winckelmann trat der Widerspruch zwischen „plastischem Ideal“, das besagte, dass in der griechischen Skulptur das Ideal der Menschendarstellung vollkommen und ein für alle Mal erreicht sei, die „Späteren“ dieses also nur nachzuahmen hätten, und historischen Auffassungen zutage. Formulierte er dieses Ideal einerseits programmatisch, so untergrub er zugleich dessen normative Gültigkeit durch seine neue Erkenntnis der historischen Einmaligkeit und seine Rede vom „Himmelsstrich“, vom günstigen Klima, das die Heraufkunft eines solchen Ideals überhaupt erst, indem es glückliche Menschen in schöner Natur hervorgebracht, ermöglicht habe. Einheit von Form und Bedeutung ist in dieser Kunstauffassung auch eine von „Geist und Gestalt“, von Geist und „sinnlichem Bestand“. Schon bei Winckelmann mussten das Idealischschöne und das Sinnlichschöne zusammen-

⁴¹ Zur Verschränkung von Kunst und Wissenschaft in diesem Kontext siehe Fischer u. Stumpf 1989, 54ff.

⁴² Goethe 1981b, 110.

kommen. Und so genügt der Laokoon auch nach Goethe deshalb höchsten Ansprüchen, weil er „sowohl ein geistiges als ein sinnliches Ganzes“ sei.⁴³ Das *Ganze* aber ist die Voraussetzung von *Schönheit*. Lessing hebt hervor,

[...] daß bey den Alten die Schönheit das höchste Gesetz der bildenden Kunst gewesen sey [...] daß alles andere, worauf sich die bildenden Künste zugleich mit erstrecken können, wenn es sich mit der Schönheit nicht verträgt, ihr gänzlich weichen, und wenn es sich mit ihr verträgt, ihr wenigstens untergeordnet seyn müsse.⁴⁴

Für das Gelingen der Darstellung selbst ist die Wahl des darzustellenden Augenblicks von entscheidender Bedeutung. Diese Bedeutsamkeit unterstreicht auch Lessing, indem er vorbringt, dass der Künstler aus der sich stets verändernden Natur immer nur einen Augenblick wählen könne. Ein Kunstwerk aber sei dazu da, nicht nur „erblickt“, sondern betrachtet zu werden. Der fruchtbarste Augenblick für die Darstellung sei daher derjenige, welcher „der Einbildungskraft freies Spiel“ lasse; die höchste Stufe des Affekts sei der Moment, der dies am wenigsten erlaube, da er der Phantasie die Flügel binde.⁴⁵ Am Beispiel des Laokoon, das schon Winckelmann, dann Herder und Goethe gewählt haben, erläutert Lessing:

Wenn Laokoon also seufzet, so kann ihn die Einbildungskraft schreyen hören; wenn er aber schreyet, so kann sie von dieser Vorstellung weder eine Stufe höher, noch eine Stufe tiefer steigen, ohne ihn in einem leidlichen, folglich uninteressanter Zustande zu erblicken. Sie hört ihn erst ächzen, oder sie sieht ihn schon todt.⁴⁶

Eine mittlere Stimmung zwischen den möglichen Extremen ist also für den Moment der Darstellung vorzuziehen. Den Aspekt der Beweglichkeit des Eindrucks und damit seiner Variabilität auf Seiten des Betrachters hebt auch Goethe hervor, wenn er davon spricht, dass ein „vorübergehender Moment“ gewählt werden müsse, wenn „ein Werk der bildenden Kunst sich vor dem Auge bewegen“ solle;⁴⁷ beide Autoren zielen in ihren

⁴³ Goethe 1981a, 65.

⁴⁴ Lessing 1893, 14. Siehe auch Mülder-Bach 1994, 370: „Allegorie ist nicht eins fürs Andere, sondern Eins durchs Andere.“

⁴⁵ Lessing 1893, 139.

⁴⁶ Ebd., 19f.

⁴⁷ Goethe 1981a, 59f.

Anforderungen an ein Bildwerk auf die Relativierung des rein Statischen der Form zugunsten einer Dynamisierung des Eindrucks. In dieser Auffassung von Bewegung ist der Moment der Ruhe eingeschlossen. Es ist freilich keine Ruhe der Unbewegtheit oder des Todes, sondern sie erwächst daraus, dass sie alle mögliche Bewegung in sich aufgenommen hat und zu einem Ausgleich bringt, dessen Bestandteile von der Einbildungskraft wiederum aufzulösen sind.

Der „Ausdruck in den Figuren der Griechen“, der nach Winckelmann „bei allen Leidenschaften eine große und gesetzte Seele zeige,⁴⁸ sei nur im „Stande der Einheit, der Ruhe“ groß und edel, ein Zustand, der den Betrachter bei Forster eher einschüchtert; „Kenntlicher und bezeichnender“ sei die Seele, so Winckelmann weiter, zwar in heftigen Leidenschaften, doch befindet sie sich dabei „in einem gewaltsamen und erzwungenen Zustande“.⁴⁹ In diesem sei sie nicht in ihrem „eigentlichen“ Dasein. Auch der Betrachter indes müsse „mit großer Ruhe betrachten“, so Winckelmann, „denn das Viele im Wenigen, und die stille Einfalt wird dich sonst unerbauet lassen“.⁵⁰

Dieser „Stand der Einheit in der Ruhe“ als das „Viele im Wenigen“ betont zugleich die in sich abgeschlossene Stellung des Kunstwerks. Es verweist nicht nach außen oder hinter seine Oberfläche, braucht keinen Kommentar, hat seine Bedeutung in sich. Goethe formuliert: „Es ist ein großer Vorteil für ein Kunstwerk, wenn es selbstständig, wenn es geschlossen ist. Ein ruhiger Gegenstand zeigt sich bloß in seinem Dasein, er ist also durch und in sich selbst geschlossen.“⁵¹

Für Herder wie für Lessing ist die Körperlichkeit eines Kunstwerks entscheidend für seine Wirkung; diese Körperlichkeit erscheint Herder jedoch, im Gegensatz zu Lessing, für den sie auch in der Malerei gegeben ist, als eine mit dem inneren Sinn gleichsam tastbare. Deshalb ist ihm ein zum Schreien geöffneter Mund an einer Plastik widerwärtig, denn die fühlende Hand nehme nicht die Nachahmung, sondern die Sache selbst wahr.⁵² Ihr sei der aufgerissene Mund eine „gräßliche Höhle“, dem Auge

⁴⁸ Winckelmann 1829c, 30f.

⁴⁹ Ebd., 32f.

⁵⁰ Winckelmann 1829b, 206.

⁵¹ Goethe 1981a, 58.

⁵² Vgl. Herder 1892, 31.

als Täuschung jedoch durchaus angenehm und deshalb in der Malerei erlaubt. Das Auge zeige Bilder und Flächen, ein Kontinuum ‚nebeneinander‘, das Tastgefühl hingegen Körper.⁵³ Damit aber schließt Herder für die Plastik implizit auch die Täuschung aus, die er allein der Malerei vorbehält, die ein „Nebeneinander“ zeige, und etabliert stattdessen die Fiktion von Unmittelbarkeit und einer „Wahrheit“, die, als „ertastete“, nicht dem „erzählenden Zauber“ und falschen Schein von Malerei und Poesie, den „erzählenden“ Künsten, aufsitzt.

Was als „häßlich“ empfunden wird, beginnt bereits beim Ausdruck etwa von Schmerz oder Leidenschaft, dem Ausdruck des Mundes Laokoons, der eher einem Seufzen gleiche als einem Schreien. Bei Lessing verhindert das oberste Gesetz der Griechen, das der Schönheit, dass Laokoon schreit. Der bildende Künstler müsse Zorn in Ernst und Schreien in Seufzen herabsetzen, weil das Schreien das Gesicht häßlich verzerre.⁵⁴ Von einer hässlichen Bildung aber wende man das Gesicht, „weil der Anblick des Schmerzes Unlust erregt, ohne daß die Schönheit des leidenden Gegenstandes diese Unlust in das süsse Gefühl des Mitleids verwandeln kann.“⁵⁵ Bei Homer jedoch schreit Laokoon. Es muss also einen prinzipiellen Unterschied geben zwischen den Künsten, der der Plastik versagt, was der Poesie erlaubt ist.⁵⁶ Die Plastik steht zu unmittelbar vor dem Betrachter, als dass ein hässlicher Ausdruck diesen nicht abschrecken könnte, d.h. er schaut weg, womit er für den Kunstgenuss wie für das Mitleid verloren wäre. Die Plastik ist „körperlich“.

Im Gegensatz zur Malerei, die auf einem „Nebeneinander“ beruhe, so Herder,⁵⁷ wolle die „Bildnerei“ die „Seele der Körper“ darstellen, schaffe also „ineinander“; was sie schaffe, stehe für sich, „denn in ihr ist Eins Alles und Alles nur Eins“.⁵⁸ (Man beachte hier die Nähe zu Lavaters Formulie-

⁵³ Ebd., 6f.

⁵⁴ Vgl. Lessing 1893, 14f.

⁵⁵ Ebd., 17. „Die bloße Öffnung des Mundes“ sei „in der Malerey ein Fleck, in der Bildhauerey eine Vertiefung, welche die widrigste Wirkung von der Welt thut.“

⁵⁶ Vgl. ebd., 139. Vgl. dazu Lessings dramentheoretische Äußerung im Briefwechsel mit Moses Mendelssohn, wonach auch unangenehme Affekte als Affekte angenehm seien (An Moses Mendelssohn, 02.02.1757, Lessing 1893, Bd. 17, 90f.).

⁵⁷ Herder 1982, 16f.

⁵⁸ Ebd., 17.

rung!) Sie sei Wahrheit, nicht Traum, „ganz Darstellung“, nicht Roman und „erzählender Zauber“. Eine Bildsäule ist „gegenwärtig, sie ist da“.⁵⁹ Herders Abgrenzung der Künste nimmt Elemente auf, die schon bei Lessing gedacht sind; doch weist Lessing das „Nebeneinander“ der Plastik ebenso wie der Malerei zu und grenzt beide wiederum von der Poesie ab, der er ein „Nacheinander“ unterlegt.

IV Die „wahre Kunst“ für die Neueren

Herder bescheinigt dem Gefühl gründlichere Erkenntnis als dem im 18. Jahrhundert so sehr favorisierten „Überblick“, der nur „Fläche“ sehe und, wo er „Wahrheit“ beibringe, dies auf der Basis des vom Gefühl Erlernten tue. Er versucht, eine Verbindung zu schaffen zwischen Ideal und Individualität. Indem letztere als einmalige Erscheinungsweise des ersten gefasst ist, wird die Skulptur „individuell bedeutend“, d.h., das Ideal rückt auch den „Heutigen“ näher, steht also nicht in der von Forster beklagten Unerreichbarkeit göttergleich vor ihnen. Es teilt vielmehr ihre Individualität. Mit dieser Lösung steht Herder Goethe näher als Forster.⁶⁰ Ähnlichkeit bedeutet ihm zwar wie Forster Ähnlichkeit durch Individualität, er sieht diese jedoch auch im antiken Bildwerk für die Modernen fassbar verwirklicht.

Die Skulptur sieht Herder als ewig wie die menschliche Natur, während die Malerei nach Zeiten und Völkern verschieden sei.⁶¹ In der Malerei dürften nicht alle Personen gleich schön sein, denn das wäre langweilig.⁶² Das „Häßliche“ könne deshalb in die Malerei Eingang finden, weil „keine einzelne Person Alles“ sei.⁶³ Dagegen sei Hässlichkeit in der Plastik, da diese „da ist, ewig bleibt, sich als Natur, als dargestellte Wahrheit unvermerkt eindrückt, und Geschlechterhinab Unheil anrichtet“, entsprechend verheerend.⁶⁴

⁵⁹ Ebd. Vgl. zu diesem „da sein“ auch Goethe 1981, 58 u. Gadamer 1977, 45f.

⁶⁰ Goethe 1981a, 63.

⁶¹ Herder 1892, 35.

⁶² Vgl. die These Lessings von den vermischten Empfindungen, die in der Poesie durch die Beigabe des Hässlichen hervorgerufen würden (Lessing 1893, Bd. 9, 139).

⁶³ Herder 1892, 34.

⁶⁴ Ebd., 33.

Forster geht im gleichen Zusammenhang jedoch über diese auch von Herder vorgenommene Historisierung der Malerei hinaus, denn: gemalt müsste die Göttin sein! Die „lebendige Ruhe eines Gottes“ sieht er als den „Neueren“ nicht mehr zugänglich an. Sie sei zwar „der erhabenste Gegenstand des Meißels“; jedoch sei „ein Augenblick, wo die Regungen der menschlichen Seele schön hervorschimmern durch ihre körperliche Hülle [...] vor allen des Pinsels großer Meister würdig“ (AA IX, 259). Die Ruhe des Gottes ist, obgleich lebendig, demnach zu unterscheiden von der Darstellung der sichtbaren Regungen der Sterblichen.

Forster verbindet die bereits bei Winckelmann einsetzende Historisierung der Kunst mit den Überlegungen zum Medium künstlerischer Darstellung. Die Kunst trage „die Spur der lebendigwirkenden, umformenden Menschheit“ (ebd., 26); da jedoch „unser“ Zeitalter von dem der Griechen verschieden sei, bekennt Forster „frei heraus“:

[...] [W]äre nicht der Dienst der schönen Ideale gestürzt, so hätten wir noch keinen *Raphael*, keinen *Tizian* und keinen *Corregio*, wir hätten in der Kunst keine individuelle menschliche Schönheit, keinen Farbenzauber und keine Anmuth. [...] Griechische Gestalten und griechische Götter passen nicht mehr in die Form des Menschengeschlechtes; sie sind uns so fremd wie griechisch ausgesprochene Laute und Namen in unserer Poësie. Es mag seine Richtigkeit haben mit der göttlichen Vollkommenheit der beiden Meisterwerke des *Phidias*, seiner Minerva und seines Jupiters; aber je majestätischer sie da säßen oder ständen, das hehre Haupt für unsren Blick angränzend an den Himmel: desto furchtbarer unserer Phantasie; je vollkommnere Ideale des Erhabenen: desto befremdlicher unserer Schwachheit. (Ebd., 67f.)

Den Titanensturz der Ideale kompensiert die Gestalt des Individuellen, dem „Anmuth“ und Farbenzauber, d.h. die Malerei angemessen sind.⁶⁵ Die griechischen Ideale seien „uns“ fremd geworden, weil sie einer anderen Zeit entstammten und einem anderen Zustand der Gattung entsprächen, oder, wie Hegel schreiben wird, aus ihrem „Mangel an innerer Subjektivi-

⁶⁵ Zu Anmut siehe auch Goethe 1981a, 57: Anmut wird hier bestimmt als „sinnliche Schönheit“. Anmut und Schönheit sind im Laokoon vereint. Die Favorisierung der Malerei findet sich auch bei Friedrich Schlegel. Und Hegel sollte den Gedanken, dass gerade der Schein der Malerei Wahrheit enthalten bzw. vermitteln kann, in seine Ästhetik übernehmen. Siehe auch Rupprecht 1963, 220.

tät“.⁶⁶ Die Menschen der neueren Zeit seien „schwach“; die Griechen dagegen seien den Göttern verwandt gewesen (AA IX, 68). Deshalb sei es „uns“ das „Hauptbedürfniß“, einen „Vertrauten zu finden, dem wir unsere Noth mit uns selbst klagen, dem wir unser Herz mit allen seinen Widersprüchen, Verirrungen und geheimen Anliegen ausschütten [...].“ Die gegenwärtigen Menschen verlangten also mitleidige Vertraute ihres Elends. Das verändert auch die Kunst, denn: „Mit dem Sinne für das hohe Schönheitsideal ist [...] auch die Möglichkeit, es wieder zu erreichen, verschwunden.“ (Ebd.)

Forster beantwortet Lessings berühmte Frage, ob ein Menschenleben ausreichen könne, den „Contur der Alten mit dem besten Colorite der Neuern“ zu verbinden⁶⁷, dahingehend, „daß den größten Meistern so viel von diesem Machwerk zu Gebote gestanden, als sie gerade zur Vollkommenheit *ihrer* Darstellung bedurften“ (AA IX, 257), dass sie also eine je individuelle Vollkommenheit erreichten, und was für Tizian passe, sei für Raphaels „erhabene[n] Ernst“ ungeeignet. Die Darstellung der Griechischen Gottheiten selbst liege außerhalb der Malerei, „weil das irdische Kolorit großenteils die Täuschung vernichtet, welche das idealisirte Ebenmaß allein bewirken kann“ (ebd., 258). Der Eindruck der Erhabenheit, des Göttlichen ist „Eigenthum der Bildhauerei“ und da die „Täuschung“ durch das „idealisierte Ebenmaß“ den Eindruck des Göttlichen entstehen lasse, das unserer Schwachheit so fern sei, benötigten „wir“ gerade jene andere „Täuschung“, neben der der Formen die der Farbgebung. Denn gemalte Göttinnen und Götter machten den Eindruck schöner Frauen und Männer, was sie „uns“ zugänglicher macht (ebd.). In diesem Sinne rückt Forster die Isis-Statue – gemalt müsste die Göttin sein – näher zu uns heran.

So ist auch der neueren Kunst erlaubt, was für das vollkommene Schöne undenkbar war: Reiz und Handlung. Ziel der neueren Kunst ist nicht das „hohe Schönheitsideal“, sondern:

Einzelne aus der Natur gegriffene Charaktere mit Beibehaltung ihrer Individualität zu idealisiren, oder mit einem Abglanze des Schönen auszuschmücken, welcher hinreicht, die Empfindung des Wohlgefallens zu er-

⁶⁶ Hegel 1964, Bd. 13, 102f.

⁶⁷ Lessing 1993, 276f.

regen [...]. Also arbeite sie auch nicht mehr für den reinen ästhetischen Sinn; vielmehr, um ihrer Wirkung gewisser zu seyn, intriguirt sie durch Handlung den Verstand, und besticht unser Begehrungsvermögen durch den Reiz der Grazien. (AA IX, 68)

„Fleisch“ und „Geist“ wirken auch in Forsters Konzept zusammen auf den Betrachter; seine Perspektive ist jedoch eine andere. Die Kunst „besticht“ mit erotischer Verlockung und „intrigirt“ durch „Handlung“ den Verstand. Mittel der Täuschung ist nicht fühlende Verlebendigung, sondern ein auf Täuschung hin ausgeklügeltes, aus „Verstreutem“ zusammengesetztes Konstrukt, „Machwerk“. Die Mittel der Täuschung müssen zu den heutigen Menschen passen, dürfen ihrer Phantasie nicht „furchtbar“ sein, sie sind daher ebenso historisch wie das Schöne selbst.

Das „wesentliche Ziel der Kunst“ ist also eine „Zusammenstellung des Schönen“ und „die Belebung des gesammelten oder erfundenen Mannichfältigen zur unauflösbaren Einheit“ (ebd., 263). Dabei gelte „Wahrscheinlichkeit“ mehr als „Wahrheit“ (ebd., 258) und „Anmuth“ ersetze das strenge „Ebenmaß“. Doch nicht nur das Schöne ist ein individuelles, auch der Kunstsinn selbst ist individuell geworden. Jeder Künstler werde uns das Ideal seiner Phantasie in anderen Zügen schildern und „was von Vollkommenheiten in einzelnen Personen durch das ganze Geschlecht zerstreuet ist, zu einem harmonischen Ganzen vereinig[en]“ (ebd., 65). Jeder Betrachter bringe „zu dieser Beurtheilung andere Fähigkeiten und Fertigkeiten“ mit (ebd.). Und so ist die Schönheit der Göttin Isis eine „mild empfindende“, ihr Ausdruck schmachtend-melancholisch; sie blickt den Betrachter an „mit einem Blick voll Liebe und wärmender Kraft zu trösten und zu beseelen“. Der Betrachter wird durch die Isis-Statue nicht mehr „verkörpert“, das Kunstwerk nicht durch ihn echt pygmalionisch „beseelt“, sondern „wir“ werden beseelt und getröstet.

Die „Täuschung“ geschieht bei Herder noch ganz in Anlehnung an die pygmalionische Metamorphose, die er jedoch psychologisiert. Auch Forster bezieht diese Tradition in die Kunstwahrnehmung ein, doch kommt das Kunstwerk „uns“ quasi entgegen, erregt Wohlgefallen und besticht das „Begehrungsvermögen“. Es steht nicht mehr in sich abgeschlossen und vollkommen vor dem Betrachter, sondern ist letztlich ein Konstrukt aus verschiedenen Vollkommenheiten, die zusammengefügt sind zum „Ganzen“ einer „Handlung“, was schon im „Nebeneinander“ und „Nacheinan-

der“ bei Lessing und Herder anklingt und nebenbei auch die strikte Trennung der Kunstgattungen aufzuweichen beginnt.

Herders ideales Kunstwerk, das einen „fühlbaren Begriff der Vollkommenheit“ vermittelt,⁶⁸ ist dagegen die für sich stehende, in sich abgeschlossene Plastik. In beider Denken sprechen die Kunstwerke ihre Wahrheit aus gegen „uns“ mittels einer Täuschung, die im Falle Herders ein quasi „echtes“, d.h. nicht „metaphorisches“ Gefühl, in Forsters Konzeption dagegen in der Anschauung der individuellen Vollkommenheit eine „Ahndung“ des Vollkommenen erzeugt im Sinne einer Annäherung an eine symbolische Kunstauffassung, wie sie wenig später sein ihn bewundernder Leser Friedrich Schlegel gegen die ‚Plastiker‘ vertreten sollte.⁶⁹

Literaturverzeichnis

Adam, Wolfgang: „Herder und die Plastik. Theorie und Autopsie. Mit einem unveröffentlichten Brief an Eduard Spranger“, in: *Herder und die Künste. Ästhetik, Kunsttheorie, Kunstgeschichte*, hrsg. v. Elisabeth Décultot u. Gerhard Lauer, Heidelberg 2013, 221-252.

Berkeley, George: *An Essay towards a New Theory of Vision*, 2. Aufl., Absatz XLV, Dublin 1710.

Fischer, Rotraut u. Gabriele Stumpp: „Die Allegorisierung des Individuums in der Physiognomik Johann Caspar Lavaters und Carl Gustav Carus“, in: *Natur nach Maß. Physiognomik zwischen Wissenschaft und Ästhetik*, hrsg. v. Rotraut Fischer, Gerd Schrader u. Gabriele Stumpp, Marburg 1989, 11-58.

Fischer, Rotraut: *Reisen als Erfahrungskunst. Georg Forsters „Ansichten vom Niederrhein“*, Frankfurt am Main 1990.

Gadamer, Hans Georg: *Die Aktualität des Schönen*, Stuttgart 1977.

Gidal, Eric: *Poetic Exhibition: Romantic Aesthetics and the Pleasure of the British Museum*, London 2001.

⁶⁸ Herder 1977b, 381.

⁶⁹ Vgl. Schlegel 1959.

Goethe, Johann Wolfgang von: „Über Laokoon“, in: *Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden*, Bd. 12, hrsg. v. Erich Trunz, München 1981.

Goethe, Johann Wolfgang von: „Winckelmann“, in: *Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden*, Bd. 12, hrsg. v. Erich Trunz, München 1981.

Gombrich, Ernst: „Maske und Gesicht. Die Wahrnehmung physiognomischer Ähnlichkeit im Leben und in der Kunst“, in: *Bild und Auge. Neue Studien zur Psychologie der bildenden Darstellung*, hrsg. v. dems., Stuttgart 1984, 105–134.

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: „Vorlesungen über die Ästhetik (Bd. 13)“, in: *Sämtliche Werke in 20 Bänden (Jubiläums-Ausgabe)*, hrsg. v. Hermann Glockner, Stuttgart 1964.

Herder, Johann Gottfried: „Bemerkungen bei Winckelmann's Gedanken über die Nachahmung der griech. Werke“, in: *Johann Gottfried von Herder's Lebensbild*, hrsg. v. Emil Gottfried von Herder, Bd. 2, Erlangen 1846, Neudruck Hildesheim, New York 1977.

Herder, Johann Gottfried: „Gedanken-Skizzen zur Plastik“, in: *Johann Gottfried von Herder's Lebensbild*, hrsg. v. Emil Gottfried von Herder, Bd. 2, Erlangen 1846, Neudruck Hildesheim, New York 1977.

Herder, Johann Gottfried: „Plastik. Einige Wahrnehmungen über Form und Gestalt aus Pygmalions bildendem Träume“, in: *Herders Sämmtliche Werke*, hrsg. v. Bernhard Suphan, Bd. 8, Berlin 1892.

Herder, Johann Gottfried: „Die Plastik von 1770“, in: *Herders Sämmtliche Werke*, hrsg. v. Bernhard Suphan, Bd. 8, Berlin 1892.

Herder, Johann Gottfried: „Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele. Bemerkungen und Träume“, in: *Werke. Schriften zu Philosophie, Literatur, Kunst und Altertum 1774–1787*, hrsg. v. Jürgen Brummack u. Martin Bollacher, Frankfurt am Main 1994 (Werke und Briefe, Bd. 4).

Laak, Lothar van: „Bildlichkeit und Bildkonzepte beim späten Herder“, in: *Der frühe und der späte Herder. Beiträge zur Konferenz der Internationalen Herder-Gesellschaft Saarbrücken 2004*, hrsg. v. Sabine Groß u. Gerhard Sauder, Heidelberg 2007, 321-329.

Lavater, Johann Caspar: *Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe*, 4 Bde., Leipzig, Winterthur 1775-1778.

Lavater, Johann Caspar: *Von der Physiognomik*, Leipzig 1772.

Lessing, Gotthold Ephraim: „Laokoon oder über die Grenzen der Mahlerey und Poesie. Erster Theil“, in: *G.E. Lessings sämtliche Schriften*, hrsg. v. Karl Lachmann, 3. Aufl. durch Franz Muncker, Bd. 9, Stuttgart 1893.

Lessing, Gotthold Ephraim: „Laokoon: Paralipomena 13“, in: *Gotthold Ephraim Lessing. Werke und Briefe in zwölf Bänden*, hrsg. v. Klaus Bohnen u. Arno Schilson, Frankfurt am Main 1993.

Manthey, Jürgen: *Wenn Blicke zeugen könnten. Eine psychohistorische Studie über das Sehen in Literatur und Philosophie*, München 1983.

Meyer, Heinrich: „Über die Gegenstände der bildenden Kunst“, in: *Propyläen I*, 1799, 2. Stück.

Müllder-Bach, Inka: „Eine ‚neue Logik für den Liebhaber‘. Herders Theorie der Plastik“, in: *Der ganze Mensch. Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert. DFG-Symposion 1992*, hrsg. v. Hans-Jürgen Schings, Stuttgart, Weimar 1994, 341-370.

Ovidus Naso, Publius: *Metamorphosen*, München, Zürich 1988.

Rousseau, Jean-Jacques: „Émile ou De L’Éducation“, in: *Œuvres Complètes*, hrsg. v. Bernard Gagねbin u. Marcel Raymond, Bd. 4, Paris 1969.

Rupprecht, Bernhard: „Plastisches Ideal und Symbol im Bilderstreit der Goethezeit“, in: *Kunstgeschichte und Kunsttheorie im 19. Jahrhundert*, hrsg. v. Herrmann Bauer u.a., Berlin 1963 (Probleme der Kunsthistorischen Wissenschaft, Bd. 1), 195-229.

Schlegel, Friedrich: „Nachtrag italiänischer Gemälde [1803]“, in: *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*, hrsg. v. Ernst Behler u.a., München, Paderborn, Wien 1959 (Ansichten und Ideen von der christlichen Kunst, Bd. 4).

Winckelmann, Johann Joachim: „Beschreibung des Apollo in Belvedere (1759)“, in: *Johann Winckelmanns sämtliche Werke. Einzige vollständige Ausgabe*, hrsg. v. Joseph Eiselein, Bd. 12, Donauöschingen [sic] 1829.

Winckelmann, Johann Joachim: „Erinnerung über die Betrachtung der Werke der Kunst (1759)“, in: *Johann Winckelmanns sämtliche Werke. Einzige vollständige Ausgabe*, hrsg. v. Joseph Eiselein, Bd. 1, Donauöschingen [sic] 1829.

Winckelmann, Johann Joachim: „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst (1755)“, in: *Johann Winckelmanns sämtliche Werke. Einzige vollständige Ausgabe*, hrsg. v. Joseph Eiselein, Bd. 1, Donauöschingen [sic] 1829.

Zedler, Johann Heinrich: *Großes vollständiges Universal Lexicon aller Wissenschaften und Künste [...]*, Leipzig u.a. 1732-1754.

Zeuch, Ulrike: *Umkehr der Sinneshierarchie. Herder und die Aufwertung des Tastsinns seit der frühen Neuzeit*, Tübingen 2000.

Rolf Selbmann

Annäherungen: Gotik als deutsche Baukunst bei Herder, Goethe und Forster

Der Titel „Annäherungen“ meint zweierlei, nämlich zum einen die Annäherung, das allmähliche Herantasten von Herder, Goethe und Forster an die Gotik, dann aber auch unsere heutige nachträgliche Annäherung, so dass sich ein Dreischritt der Rezeption ergibt.

I Herder: bedingte Annäherung

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts spricht man nicht über Kunst, wenn man die Gotik erwähnt; und wenn man über die Gotik spricht, kommt man nicht auf die Idee, es handle sich um Kunst: „Man bedient sich dieses Beyworts in den schönen Künsten [...], um dadurch einen barbarischen Geschmak anzudeuten“; der Begriff Gotik „scheinet eine Unschiklichkeit, den Mangel der Schönheit und guter Verhältnisse, in sichtbaren Formen anzuzeigen“, belehrt uns Johann Georg Sulzer 1792 in der zweiten Auflage seiner *Allgemeinen Theorie der schönen Künste*.¹ Gotik ist für Sulzer vor allem Defizit, also „Mangel“, nämlich Mangel „am Schönen, am Angenehmen und Feinen“, daher „Mangel des Geschmaks“,² deshalb nicht einmal schlechter Geschmack, sondern gar keiner.

Als Anreger für eine vorurteilsfreie Auseinandersetzung mit der Gotik jenseits solcher Zuschreibungen kommt auch Johann Gottfried Herder nur sehr bedingt in Betracht. Zwar hat sich Herder seit 1768 mit Architekturfragen beschäftigt, wie dies zwei Entwürfe belegen; das war's dann aber auch. Im *Vierten Kritischen Wäldchen* von 1769 stellt Herder zwar die

¹ Sulzer 1792, 433.

² Ebd., 434.

rhetorische Frage: „Hat Baukunst keine Größe?“ Er beantwortet sie auch gleich selbst, wiederum in rhetorischen Fragen, und beklebt die Architektur mit dem Etikett „*Größe* durch *Festigkeit*“³ um dann sofort zu Bildhauerei, Malerei und Musik überzugehen. Baukunst steht für Herder ganz am Rande seiner ästhetischen Vorstellungen, „weil sie nichts lebendiges nachahmt“.⁴ Die Gründe für Herders Abstinenz in Sachen Architektur sind also mit der anthropologischen Ausrichtung seines Denkens zu begründen, außerdem mit der Orientierung seiner Kunstdiskussion an damals modernen Gegenständen wie Lessings *Laokoon* von 1769 und mit Winckelmanns klassizistischen Kunstempfindungen.⁵ Erst in seiner Abhandlung *Plastik*, deren Entstehung auf die Zeit der *Kritischen Wäldchen* zurückgeht, aber erst 1778 ohne Angabe des Verfassers gedruckt wird, lassen sich dünne Spuren, eher Reflexe auf den Bereich der Architektur entdecken. Auch hier argumentiert Herder über weiteste Strecken anthropologisch, indem er beim Prozess der Kunstwahrnehmung von Sinneserfahrungen wie Sehen, Hören oder Tasten ausgeht.⁶ Am Ende, gleichsam als Anhängsel, kommt Herder dann „mit einigen allgemeinen Anmerkungen“ auf Bauformen zu sprechen, die sich von ihren Ursprüngen, also von „religiösen Zeichen und Denkmälern“ befreit haben und damit „ins Große, Erhabene und „Überspannte“ ausgreifen.⁷ Aber selbst da ist nicht ausdrücklich von Architektur die Rede, sondern vielmehr von „Bildsäulen“, wenn diese als „Kolossalische Figuren“ auftreten: „Die Bildsäule steht in keinem Lichte, sie gibt sich selbst Licht; in keinem Raum, sie gibt sich selbst Raum.“⁸ Hier mag man, vermittelt vom Begriff des Kolossalischen über die Kategorie des Erhabenen, an architektonische Raumgestaltung denken, allerdings wiederum nur in Bezug auf die Bildhauerkunst, die in solcher Räumlichkeit „Raum“ und „Grenze“ setzt.⁹

³ Herder 1993, Bd. 2, 421.

⁴ Ebd., 438.

⁵ Vgl. dazu Décultot 2013, 81-99.

⁶ Vgl. Zeuch 2013, 179-192.

⁷ Herder 1993, Bd. 4, 312.

⁸ Ebd., 314.

⁹ Ebd., 317.

Insofern lässt sich keine gerade Linie von Herders Kunstarteorie zu Goethes Hymnus *Von Deutscher Baukunst* von 1772 ziehen, so sehr die Kategorie des Erhabenen, die ekstatischen Begrifflichkeiten des Sturm und Drang oder Denkfiguren emphatischer Subjektivität abgefärbt haben mögen.¹⁰ Vielmehr verläuft eine Linie umgekehrt, nämlich als eine solche der gebrochen vermittelten Rezeption: Herder hat nämlich Goethes Aufsatz in seiner Sammlung *Von Deutscher Art und Kunst* nicht nur abgedruckt und ihm einen grundsätzlich widersprechenden Aufsatz von Paolo Frisi, *Versuch über die Gothische Baukunst* von 1766, gegenübergestellt. Frisi hatte die Gotik als „Kunst der Gothen und Saracenen“ charakterisiert,¹¹ die letztlich einem Vergleich mit der antiken Baukunst nicht gewachsen sei;¹² „denn es mangelte der Erfindung an Schönheit und allgemeine Form, an Harmonie, den Theilen und Gliedern an Verbindung; alles ist schwach und, gleich als ob es nicht zusammen gehörte, von einander getrennt“.¹³ Diese Gegenüberstellung und der dazwischen platzierte kurze Kommentar sprechen für Herders kritische Haltung gegenüber Goethes Hymnus:

Der folgende Aufsatz, der beynahe das Gegen-gentheil und auf die entgegen gesetzteste Weise behauptet, ist beygerückt worden, um vielleicht zu einem dritten mittleren Anlaß zu geben: wo durch Data untersucht werde, wo? wann? und wie eigentlich gothische Baukunst entstanden? was in ihr nordisches Bedürfniß und Ausnahme von der Regel grösserer Schönheit, oder etwa selbst gröserer Plan einer neuen Art von Schönheit sey, u.s.w.¹⁴

Vielleicht sind sogar der Druckfehler „Gegen-gentheil“ und der Superlativ „entgegen gesetzteste“ verräterisch.

¹⁰ Vgl. Kremer 1997, 564.

¹¹ Herder 1773, 141.

¹² Ebd., 158: „Der einzige Werth, den man diesen Gebäuden noch zugestehen könnte, würde in ihrer ungeheuren Grösse, in der Weite der Bögen, im Verbauen der Ribben der Schiffe und in den guten Verhältnissen der vornehmsten Pfeiler, Säulen und Logen bestehen: die Säulenweiten sind hingegen insgemein zu groß.“

¹³ Ebd., 160.

¹⁴ Ebd., 136.

II Goethe: Annäherung mit Spätfolgen

Goethes Aufsatz *Von Deutscher Baukunst* von 1772 ist keine Auseinandersetzung mit der Gotik, sondern wie die *Rede zum Schäkespears Tag* ein Jahr zuvor die Huldigung an ein Genie. So tritt der Text auch auf. Die markanten Querstriche markieren daher auch keine Gliederungspunkte, sondern trennen unzusammenhängend Assoziiertes. Selbstkritisch merkte Goethe in *Dichtung und Wahrheit* an, er habe „durch Hamanns und Herders Beispiel verführt, diese ganz einfachen Gedanken und Betrachtungen in eine Staubwolke von seltsamen Worten und Phrasen“ gehüllt.¹⁵ Versucht man dennoch, diese „ganz einfachen Gedanken und Betrachtungen“ zu ordnen, so sind es fünf Aussagen, die alle so gut wie nichts mit Gotik zu tun haben:

1. Der Baumeister Erwin ist „Genius“.¹⁶
2. Eine Besonderheit gotischer Baukunst ist so gut wie nicht fassbar; am ehesten lässt sich eine Analogie zur Natur herstellen: „wie Bäume Gottes“, „in einer deinem Thurm gleich schlank aufsteigende Buche“.¹⁷ Dieses Bildfeld wird Georg Forster in veränderter Form bei seiner Beschreibung des Kölner Doms aufgreifen.
3. Goethe folgt der Argumentation Herders über die Plastik, wonach Architektur eigentlich eine Konglomerat von Säulen sei:¹⁸ „die Säule ist der erste, wesentliche Bestandtheil des Gebäudes, und der schönste.“¹⁹
4. Die Zuschreibung der Gotik als „deutsche Baukunst“ folgt der „allgemeinen Erkenntniß guten Geschmacks“²⁰ und wendet sich damit gegen antike, italienische und französische Bauvorschriften. So kann das bisherige Schimpfwort „gotisch“ nun „deutsche Baukunst, unsere Baukunst“ bezeichnen.²¹
5. Das alles ermöglicht Erwin von Steinbach durch sein Genie, Steinbauten als metaphorische Naturkonstrukte zu entwerfen, nicht etwa um den Ruhm Gottes, sondern den seines genialen Erbauers zu verkünden, der als

¹⁵ Goethe, [Weimarer Ausgabe, im Folgenden mit der Sigle WA zitiert] I, 28, 99.

¹⁶ WA I, 37, 142 u.ö.

¹⁷ Ebd., 140.

¹⁸ Vgl. dazu auch den Abschnitt „Architektur als Plastik“ bei Niehr 1999, 37-42.

¹⁹ WA I, 37, 140.

²⁰ Ebd., 144.

²¹ Ebd., 147.

„Herr“ fast an Gottes statt tritt.²² Der hymnische Tonfall in der wiederholten Anrede Erwins, der „mehr als Prometheus“ sei,²³ zeigt, dass Goethe seine eigene ästhetische Rebellion gegen tradierte Autoritäten im Sinn hatte; die Gotik des Straßburger Münsters dient dabei nur als Mittel zum Zweck.

Für Herder ist die Gotik ohne Wirkung und Folgen geblieben, für Goethe bekanntlich nicht. Hatte der junge Goethe seinen Faust „in einem hochgewölbten, engen gotischen Zimmer“ auftreten lassen, also gotisch mit mittelalterlich gleichgesetzt, so war ihm beim Betrachten der Straßburger Domfassade offensichtlich ein Licht „aufgegangen“.²⁴ Diese Erkenntnis ist freilich eine solche des Rückblicks aus *Dichtung und Wahrheit*. Sie blieb lange unter der Oberfläche, ja geradezu verschüttet wie während der italienischen Reise, als Goethe beim Anblick eines antiken Gebäuderestes, eines „herrlichen Architekturgebildes“ begeistert ausrief:

Das ist freilich etwas anderes als unsere kauzenden, auf Kragsteinlein über einander geschichteten Heiligen der gothischen Zierweisen, etwas anderes als unsere Tabakspfeifen-Säulen, spitze Thürmlein und Blumenzacken; diese bin ich nun, Gott sei Dank, auf ewig los!²⁵

Besonders heftig polemisierte Goethe während seiner klassizistischen Phase gegen die Gotik mit ihren „Heiligenschränkchen“ und gegen „formlose Thürme“ als „erfindungsloser Unsinn“, als habe es einen Text wie *Von Deutscher Baukunst* nie gegeben.²⁶

Der entscheidende Wendepunkt in Goethes Äußerungen über die Gotik lässt sich ab etwa 1810 erkennen. Dann nämlich holt Goethe die von ihm bisher ausgeblendete Geschichte wieder ein, ironischerweise nicht direkt, sondern vermittelt durch Sulpiz Boisserée – ironischerweise deshalb, weil die Brüder Boisserée ihre ästhetische Sozialisation ausgerechnet durch romantische Schriften über Kunst erhalten hatten, die Goethe so vehe-

²² Ebd., 151: „vermannichfaltige die ungeheure Mauer, die du gen Himmel führen sollst, daß sie aufsteige gleich einem hoherhabenen, weitverbreiteten Baume Gottes, der mit tausend Ästen, Millionen Zweigen, und Blättern wie Sand am Meer, ringsum der Gegend verkündet die Herrlichkeit des Herrn, seines Meisters.“

²³ Ebd., 151.

²⁴ WA I, 28, 99.

²⁵ Ebd., 30, 135.

²⁶ Ebd., 47, 64.

ment ablehnte. Danach kam die Besichtigung der napoleonischen Raubkunst in Paris 1804 und die Erfahrungen mit der Säkularisation im Rheinland seit 1803; hier war erstmals sogenannte altdeutsche Kunst nicht bloß öffentlich sichtbar, sondern auch erwerbar geworden. Wer es sich leisten konnte, und die beiden Kaufmannsöhne waren wohlhabend, konnte hier Erwerbungen machen.²⁷ Sulpiz Boisserée hatte Goethe offenbar missverstanden, wenn er in ihm den Verfasser des Hymnus auf den Erbauer des Straßburger Münsters und des altdeutschen Dramas *Götz von Berlichingen* sah. Wie sonst wäre Boisserée auf die verwegene Idee verfallen, den Romantikgegner und Mittelalterhasser Goethe für altdeutsche Kunst begeistern und ihn als Schutzpatron der romantischen und patriotischen Bemühungen der Restaurationszeit zur Vollendung des Kölner Doms als nationales Symbol gewinnen zu wollen.²⁸ Der Brief, den Boisserée am 8. Mai 1810 zusammen mit sechs Zeichnungen des Kölner Doms an Goethe schickte, war ein Meisterstück der Umwerbung. Boisserée behauptete sogar, an der altdeutschen Malerei „die Spur griechischer Bildung“ wahrzunehmen, so dass auch diese Kunstepoche für Goethe anschlussfähig sein konnte.²⁹ Goethes Zurückhaltung war damit freilich noch nicht überwunden:

Ich habe mich früher auch für diese Dinge interessirt, und eben so eine Art von Abgötterey mit dem Straßburger Münster getrieben, dessen Façade ich auch jetzt noch, wie früher, für größer gedacht hatte, als die des Doms zu Köln.

Am wunderbarsten kommt mir dabey der deutsche Patriotismus vor, der diese offenbar saracenische Pflanze als aus seinem Grund und Boden entsprungen, gern darstellen möchte. Doch bleibt im Ganzen die Epoche, in welcher sich dieser Geschmack der Baukunst von Süden nach Norden verbreitete, immer höchst merkwürdig. Mir kommt das ganze Wesen wie ein Raupen- und Puppen-Zustand, in welchem die ersten italiänischen Künstler auch gesteckt bis endlich Michel Angelo, indem er die Peterskirche concipirte, die Schale zerbrochen und als wunderbarer Prachtvogel der Welt dargestellt hat.

²⁷ Vgl. Osterkamp 1999, 450f.

²⁸ Vgl. Borger 1980.

²⁹ Vgl. Osterkamp 1999, 452.

Ich verarge es unterdessen unsern jungen Leuten nicht, daß sie bey dieser mittleren Epoche verweilen; ich sehe sogar dieses Phänomen als nothwendig an, und enthalte mich aller pragmatischen Betrachtungen und welthistorischen Weissagungen.³⁰

Goethes Rückerinnerung an seinen Aufsatz *Von Deutscher Baukunst* war also noch keineswegs zugunsten der neuen Bildeindrücke des Kölner Doms gelöscht. Die ironische Einordnung des Mittelalters als eines Verpuppungsstadiums wie auch das doppelte „wunderbar“ geben zu denken. Offenbar war hier ein komplexer Entwicklungsprozess im Gange. Denn zeitgleich zu Boisserées Initiative arbeitete Goethe am zweiten Teil von *Dichtung und Wahrheit*, worin er im 9. Buch noch einmal seinen Blick über die Fassade des Straßburger Münsters schweifen ließ. Wie hatte sich dieser Blick aber gegenüber dem Hymnus auf Erwin von 1772 verändert! Jetzt war beides, das Unverständnis der Gotik der Vor-Italienzeit und die hymnische Feier Erwins gelöscht, aber eben nicht ganz. In einer merkwürdig umständlichen Begründungsfloskel, die um den Gegensatz von damals und heute kreist,³¹ kommt Goethe auf das Straßburger Münster zu sprechen, das er erst jetzt im Rückblick auf den Begriff bringen kann. Hier sei „das Erhabene mit dem Gefälligen in Bund getreten“, was eigentlich nicht gelingen könne; dennoch sei hier eine „unnatürliche, scheinbar unmögliche Verbindung“, vereinigt zu einem „Denkmal“, gelungen.³² Die anschließende mehrseitige Beschreibung der Fassade lässt die Begriffe der Sturm und Drang-Zeit noch einmal aufleuchten, etwa die „kolossale Wand“³³ Doch beschränkt sich Goethe jetzt bei seiner Wahrnehmung auf „Abstraction“ und erhebt das Münster dadurch zum „Kunstwerk“, dass er „Übereinstimmung“ zwischen eigentlich sich Widersprechendem feststellt: gotische Formenvielfalt, „zwar ernst und würdig, aber doch immer noch lästig unerfreulich und als zierdelos unkünstlerisch“, jedoch zu ei-

³⁰ Brief an C.F. v. Reinhard, 14. Mai 1810, WA IV, 21, 296.

³¹ WA I, 27, 269f.: „Indem ich nun aber darauf sinne, was wohl zunächst weiter mitzutheilen wäre, so kommt mir durch ein seltsames Spiel der Erinnerung das ehrwürdige Münstergebäude wieder in die Gedanken, dem ich gerade in jenen Tagen eine besondere Aufmerksamkeit widmete und welches überhaupt in der Stadt sowohl als auf dem Lande sich den Augen beständig darbietet.“

³² Ebd., 270.

³³ Ebd., 271.

nem „harmonischen“, „edlen und würdigen Eindruck“ zusammengebracht.³⁴ Deshalb gilt: „Dieses Rätsel ist auf das glücklichste gelös't.“³⁵ Genau hier springt Goethe in seine eigentliche Erinnerung als erlebendes Ich zurück, indem er die Differenz zwischen der heutigen, abgeklärt-distanzierten Einschätzung gotischer Baukunst und seiner damaligen Wahrnehmung thematisiert: Er sei „Unter Tadlern der gothischen Baukunst aufgewachsen“.³⁶ Das Straßburger Münster von damals wird zur „Offenbarung“, indem es genau diese „Verknüpfung“ von Disparatem zum einheitlichen Gesamteindruck ermöglicht. Diese Erkenntnis als „Erstaunen“ habe damals aber noch nicht zu einer wirklichen Neueinschätzung der Gotik führen können. Vielmehr seien es damals der Ort („an alter deutscher Stätte“) und die Zeit („in echter deutscher Zeit“) gewesen, die ihn verleitet hätten, „die bisher verrufene Benennung gothische Bauart, aufgefordert durch den Wert des Kunstwerks, abzuändern und sie als deutsche Baukunst zu vindiciren“, um so die eigenen „patriotischen Ge-sinnungen an den Tag zu legen.“³⁷

Wie zu Beginn des Abschnitts nimmt Goethe wieder zu einer gedrechselt wirkenden Formulierung Zuflucht, die sich dem Motto des zweiten Teils von *Dichtung und Wahrheit* zuwendet.³⁸ Dieses Motto „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle“ wandelt er bei der nochmaligen Nennung geringfügig, aber entscheidend ab: „Was einer in der Jugend wünscht, hat er im Alter genug!“³⁹ Die anschließende zweitseitige „Be-trachtung“ dient zur Selbstkritik, die Straßburger Spur seiner Jugend „ganz aus den Augen verloren, ja, durch eine entwickeltere Kunst angezo-gen, völlig im Hintergrunde gelassen“ zu haben. Die anschließende Recht-fertigung wirkt nur dann nebulös, wenn man die mittlerweile gewandelte und geschärzte Wahrnehmung der Gotik nicht im Auge hat, zumal Goethe im unmittelbaren Anschluss überganglos „den wackern Sulpiz Boisserée“

³⁴ Ebd., 272.

³⁵ Ebd., 273.

³⁶ Ebd., 274.

³⁷ Ebd., 275.

³⁸ Ebd., 275f.: „Ehe ich mich aber dießmal von demselben abwende, so will ich die Gele-genheit benutzen, um das dem gegenwärtigen Bande vorgesetzte Motto bei denjenigen zu rechtfertigen, welche einigen Zweifel daran hegen sollten.“

³⁹ Ebd., 276.

nicht nur nennt, sondern wegen seiner Bemühungen um die Fertigstellung des Kölner Doms auch „belobt“:

Sehe ich nun aber in der neusten Zeit die Aufmerksamkeit wieder auf jene Gegenstände hingelenkt, Neigung, ja Leidenschaft gegen sie hervortreten und blühen, sehe ich tüchtige junge Leute, von ihr ergriffen, Kräfte, Zeit, Sorgfalt, Vermögen diesen Denkmälern einer vergangenen Welt rücksichtslos zu widmen, so werde ich mit Vergnügen erinnert, daß das, was ich sonst wollte und wünschte, einen Werth hatte.⁴⁰

Von der Einleitung des Abschnitts bis zu seinem Ende unterliegt die Spannung von damaliger und heutiger Perspektive einer kritischen Revision, aber auch einer Verschiebung. Denn das Paradigma des Straßburger Münsters von damals ist dem des Kölner Doms von heute gewichen.

Noch bevor Goethe selbst 1814 ins Rheinland fuhr – einen Monat zuvor hatte die Schlacht von Waterloo das napoleonische Zeitalter endgültig beerdigt –, in Heidelberg Boisserées altdeutsche Bildersammlung mit eigenen Augen sah⁴¹ und am 26. Juli 1815 persönlich vor dem Kölner Dom stand, war seine Frontstellung gegen die neue Kunst der jungen Leute aufgeweicht. Seiner Frau meldet Goethe halbwegs kryptisch, aber doch so, dass deutlich wird, wie sehr das klassizistische Programm der Weimarer Kunstmäzene ins Wanken geraten ist:

Begann die Betrachtung der alten Meisterwerke des Niederlandes und da muss man bekennen daß sie wohl eine Wallfahrt werth sind. Ich wünschte daß alle Freunde sie sähen; besonders habe ich mir Freund Meyer, zu meiner eignen und der Sache Besten, an die Seite gewünscht. Ich darf nicht anfangen davon zu reden [...].⁴²

Die Schrift *Kunst und Alterthum am Rhein und Mayn* von 1816 bedarf keiner solchen Verschleierungen mehr, sie eröffnet gleich mit dem Kapitel über Köln. Die Vollendung des Doms, die zugleich eine Restaurierung dieses „leider nur beabsichtigten Weltwunders“ sein müsste,⁴³ kontaminiert die gesamte Schrift.

⁴⁰ Ebd., 278.

⁴¹ Vgl. dazu Maisak 2000.

⁴² Brief an Christiane v. Goethe, 27. September 1814, WA IV, 25, 43.

⁴³ WA I, 34.1, 81.

In dem kleinen Aufsatz *Von deutscher Baukunst* 1823 gibt schon der Titel kund, dass Goethe seinen jugendlichen Hymnus von 1772 zumindest neu lesen, wenn nicht ganz revidieren wollte. Jetzt spricht Goethe vom „großen Reiz“ der Gotik⁴⁴ und verweist auf seinen früheren Hymnus: „Erinnern dürfen wir uns hierbei gar wohl jüngerer Jahre, wo der Straßburger Münster so große Wirkung auf uns ausübte, daß wir unberufen unser Entzücken auszusprechen nicht unterlassen konnten.“⁴⁵ Die Missachtung der Gotik „seit meiner Entfernung von Straßburg“ und durch „den Aufenthalt in Italien“ wird bagatellisiert („nicht wieder beleben“), aber auch bekannt: „so lebte ich viele Jahre solchem Kunstzweige entfernt, wo nicht gar entfremdet.“⁴⁶ Goethe würdigt ausdrücklich die Bemühungen „der Boissière'schen Verbündeten“, betont aber auch den „zwar bedeutenden, aber doch unharmonischen Effect“, den der Kölner Dom in seiner noch unvollendeten Gestalt in ihm hervorruft:

Ich will nicht läugnen, daß der Anblick des Cölner Doms von außen eine gewisse Apprehension in mir erregte, der ich keinen Namen zu geben wüßte. Hat eine bedeutende Ruine etwas Ehrwürdiges, ahnen, sehen wir in ihr den Conflict eines würdigen Menschenwerks mit der stillmächtigen, aber auch alles nicht achtenden Zeit, so tritt uns hier ein Unvollendetes, Ungeheures entgegen, wo eben dieses Unfertige uns an die Unzulänglichkeit des Menschen erinnert, sobald er sich unterfängt, etwas Übergrößes leisten zu wollen.⁴⁷

Bei aller Hochschätzung bleibt doch eine gewisse Reserve bestehen; die Erinnerung an den Turmbau von Babel, wie er uns am Anfang des Hymnus von 1772 begegnet, ist immer noch – oder wieder – da.

III Forster: Annäherung „auf einem exzentrischen Wege“ (AA IX, 24)

Um von Georg Forsters Auseinandersetzung mit der Gotik zu sprechen, muss man wieder einen literaturgeschichtlichen Sprung zurück machen. Forster schlägt weder den Weg Herders ein, bei dem gotische Architektur

⁴⁴ WA I, 49.2, 159.

⁴⁵ Ebd., 161.

⁴⁶ Ebd., 162.

⁴⁷ Ebd., 163f.

eigentlich nicht vorkommt, noch denjenigen Goethes, dem erst seine Altersreflexion einen unverkrampften Blick auf die Gotik erlaubt. Forsters Blick auf die Gotik ist weder stürmerisch-drängerisch noch klassizistisch oder verschämt romantisch, sondern unterliegt einer ganz eigenständigen Perspektive. Mit Sicherheit ist davon auszugehen, dass Forster Goethes Hymne *Von Deutscher Baukunst* nicht nur dem Titel nach gekannt hat. Dazu sind die begrifflichen und inhaltlichen Berührungen zu offensichtlich, dazu überschneiden sich die Bemühungen der beiden, mit der Baubeschreibung auch das damit verbundene Kunsterlebnis zu thematisieren, zu offen.⁴⁸ Rotraut Fischer hat in ihrem Buch *Reisen als Erfahrungskunst* die Blicke Goethes und Forsters auf dasselbe Objekt ausführlich dargestellt.⁴⁹ Um die gegenchronologische Abfolge meiner drei Autoren mit einem ironischen Licht aufzuputzen: Sulpiz Boisserée hatte sein romantisches, mit unterschwelligem Patriotismus aufgeladenes Bild des Kölner Doms, das er Goethe nahezubringen versucht hatte, ausgerechnet durch Georg Forsters Beschreibung des Doms in dessen *Ansichten vom Niederrhein* vermittelt erhalten, eine Beschreibung, die von „einer bewußten Abwendung vom klassizistischen Schema der Architekturrezeption“ zeugt.⁵⁰ Forsters viertes Kapitel im ersten Teil dieser seiner *Ansichten* widmet dem Besuch des Doms zwei Seiten, die schon oft zitiert wurden, die man eigentlich als gesamten Text zitieren müsste:

Wir gingen in den Dom und blieben darin, bis wir im tiefen Dunkel nichts mehr unterscheiden konnten. So oft ich Kölln besuche, geh ich immer wieder in diesen herrlichen Tempel, um die Schauer des Erhabenen zu fühlen. Vor der Kühnheit der Meisterwerke stürzt der Geist voll Erstaunen und Bewunderung zur Erde; dann hebt er sich wieder mit stolzem Flug über das Vollbringen hinweg, das nur Eine Idee eines verwandten Geistes war. Je riesenmäßiger die Wirkungen menschlicher Kräfte uns erscheinen, desto höher schwingt sich das Bewußtseyn des wirkenden Wesens in uns über sie hinaus. (AA IX, 23)

Der „Schauer des Erhabenen“, eine Art erhobenen Nachfühlers, führt zu einer intensiven Entäußerung vom Ich: fühlen, sich erheben, aufschwin-

⁴⁸ Vgl. Uhlig 2000, 44f.

⁴⁹ Fischer 1990, 126–138: „Kunst als Medium der Erfahrung von Bedeutung“.

⁵⁰ So das Urteil von Niehr 1999, 65.

gen. Von dieser Freisetzung des betrachtenden Subjekts aus springt dann eine Reflexion an, die sich religiöser Vokabeln bedient, ohne deren Vorgaben mitzunehmen. Man ist versucht, die zeitgenössische Diskussion von Burke, Kant und Schiller über die Kategorie des Erhabenen aufzurufen,⁵¹ zumal der Begriff des Erhabenen gleich zweimal an markanter Stelle auftaucht. Forster geht aber noch weiter. Seine anschließende Beschreibung des Doms, es ist eigentlich eher eine Nachempfindung als eine Ekphrasis, arbeitet mit der Häufung des Nicht-Fassbaren: ungeheuer, unermesslich, unaufhaltsam, grenzenlos. Sie sucht nach Vergleichbarem und weiß doch schon, dass dieses Vergleichen seinem Gegenstand im Grunde nicht gerecht werden kann, denn alle Vergleichsrelationen erläutern nichts, sondern artikulieren das Unbeschreibbare: „wie die Bäume eines uralten Forstes“; „gleichwohl“; „wie Rohrhalme schwanken“; „gleichsam auf nichts ruhen“; „wie die schattenreichen Wipfelgewölbe des Waldes“; „wie Erscheinungen aus einer andern Welt“; „wie Feenpalläste“ (AA IX, 23f.). Forsters Wald-Metaphorik⁵² bindet das Erlebnis des Erhabenen „auf einem exzentrischen Wege“ an die Wirklichkeit zurück. Denn die Bauformen des Kölner Doms mögen „wie Erscheinungen aus einer andern Welt“ wirken; dennoch sind sie immer noch Ausdruck und Zeichen „der schöpferischen Kraft im Menschen“ (AA IX, 24). Während Goethe ganz im Geist des Sturm und Drang im genialen Plan Erwins für das Straßburger Münster kein großes Interesse mehr dafür hatte, dass der Bau unvollendet geblieben war – der Wurf des Genies ist schon das Werk –, bedauert Forster die Nichtvollendung des Kölner Doms, weil erst dann die ganze „Wirklichkeit“ zu noch wirkungsvollerer Anschauung gekommen wäre.⁵³

Wie sehr für Forster der Maßstab dieses außerhalb menschlichen Maßes stehenden Gebäudes der Mensch bleibt, zeigt sich auch daran, dass seine Dombeschreibung ein doppeltes Anschauen beinhaltet, nämlich „noch einmal, gleichsam im Widerschein“. Nach dem tiefen Eindruck des Doms auf das „Wir“ der Besucher gilt sein Interesse einem „wichtigeren Gegenstand“ so sehr, dass eine Auflistung berühmter Sehenswürdigkeiten des

⁵¹ Vgl. hierzu van Hoorn, GFS V, bes. 110-114.

⁵² Vgl. Hinz, GFS V, 79-84: „Der Dom und die Waldmetapher“.

⁵³ Ebd.: „Wenn schon der Entwurf, in Gedanken ergänzt, so mächtig erschüttern kann, wie hätte nicht die Wirklichkeit uns hingerissen!“

Inneren ausdrücklich ausgeklammert wird („Ich erzähle dir nichts von [...]“). Dieser „Mann von der beweglichsten Phantasie und vom zartesten Sinne“, der vom „Eindruck des Großen in der gothischen Bauart“ „vor Entzücken wie versteinert war“ (ebd.), ist bekanntlich mit Forsters Reisebegleiter, dem damals bekanntesten deutschen Schauspieler August Wilhelm Iffland zu identifizieren. Die Bedeutung der Figur Ifflands für Forsters Gotik-Impressionen ist in doppelter Weise nicht hoch genug einzuschätzen. Denn zum einen gibt es, neben etlichen abfälligen Bemerkungen über die Gotik, kein zweites, so begeistertes Urteil Forsters über diese Stilepoche;⁵⁴ zum anderen ist die anschließende mehrseitige Kunstdiskussion über die Humanität des Künstlers vor allem eine solche über die Humanität des Schauspielers, „die bildende Energie des großen Schauspielers“ (AA IX, 28). Denn nach dem Verlassen des Doms zeigt Iffland nicht nur seine „beneidenswerthe Laune“ (ebd., 24) als unterhaltsamer Reisebegleiter, sondern stößt erst die anschließenden Kunstreflexionen des Berichterstattters an, wie das Erlebnis des Dombesuchs einzuordnen sei – „ob es befriedigender sei, Bilder des Wirklichen unmittelbar aus der umgebenden Weite zu schöpfen“ oder als geordnetes, „zu schönen Ganzen vereinigt, aus einer reichen Menschenseele“ wahrzunehmen (ebd., 25). Wenn es stimmt, dass Forsters Ästhetik aus solchen „schöpferischen Widersprüchen“ „als Instrumentarium offenen Denkens“ erwächst,⁵⁵ dann hätten wir hier ein schönes Beispiel, wie stark Forster sein Kunstverständnis aus geselligen, ja gesellschaftlichen Bedingungen denkt.

Bekanntlich hat Forster das vierte Kapitel seiner *Ansichten vom Niederrhein* im 11. Heft von Schillers *Thalia* 1790 unter dem Titel *Über die Humanität des Künstlers* vorveröffentlicht. In dieser Einzelstellung wird leicht übersehen, dass die Beschreibung des Kölner Doms als Teil der *Ansichten* eingebettet ist in eine längere Darstellung der Stadt Köln, die einen weiteren Kontext eröffnet – im anschließenden fünften Kapitel unter der Überschrift „Düsseldorf“ ist fast nur von Köln die Rede. Dieses „finstere, traurige Kölln“ wird nicht nur in seiner „Religionsübung“ durch einen die Stadtbevölkerung dominierenden „Pöbel“ geleitet (AA IX, 29). Forsters

⁵⁴ Vgl. Steiner 1988, 103, weiter 105: „steht also die Hymne auf den Kölner Dom einsam unter Forsters Äußerungen über die Gotik, so muß sie eine besondere Ursache haben. Ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich diese in der Beeinflussung durch Iffland sehe.“

⁵⁵ So Ewert 1994, 313.

scharfe Kritik an den korrupten sozialen und politischen Missständen der Stadt⁵⁶ bringt es auf den Punkt: Die „Köllnische Klerisei“ fördert geradezu den Aberglauben gegen jede „Vernunft“ (AA IX, 31), so dass sich der reisende Berichterstatter bemüßigt fühlt, zu einer politischen Kritik der dort bestehenden Verhältnisse auszuholen. Diese politische Zustandsbeschreibung steht in mehr als nur verdeckten Bezugnahmen zur Dombeschreibung.⁵⁷ Der „Schauer des Erhabenen“, der den Besucher des Doms ergriffen hatte (AA IX, 23), erscheint in verhunzter Form in der sozialen Realität Kölns: „Nirgends erscheint der Aberglaube in einer schauderhafteren Gestalt als in Kölln.“ (Ebd., 33) Aber noch weitere Bezugnahmen werden sichtbar. So fällt erst im Rückblick von der Stadtbeurteilung Kölns auf, dass Forster bei der Beschreibung des Doms die Innenausstattung ausdrücklich ausgeklammert hatte: „Ich erzähle Dir nichts von ...“. Betrachtet man sich diese jetzt, nachdem man Forsters Schilderungen gelesen hat, wie in Köln mit der Heiligenverehrung Schindluder, „ein schwarzgalichter Fanatismus in der Andacht“, getrieben wird (ebd., 34), so liest man den Blick auf das Dominnere ganz anders; dort ist die Rede nicht etwa von den berühmten, sondern „von den berüchtigten“ heiligen drei Königen, das Gefäß zur Aufnahme der Heiligengebeine ist nicht nur reich, sondern „unsäglich“ reich in einer Art verziert, „die man heutiges Tages schwerlich nachzuahmen im Stande wäre“ (ebd., 24). Hier wird offenbar veranschaulicht, was schon bei der Dombegehung sichtbar wurde, dass nämlich „das Erhabene“ hier „auf einem exzentrischen Wege“ bildnerisch umgesetzt worden ist. Forsters ausdrücklich so heftig formulierte Wahrnehmung von „Widersprüchen“⁵⁸ entzündet sich an der Verhunzung eines vernunftgeleiteten und an der revolutionären Grundrechtsdiskussion ausgerichteten Menschenbilds, bei der er heftig und grundsätzlich wird.⁵⁹ Insofern fällt „von der dicken Finsterniß“ (AA IX, 34)

⁵⁶ Vgl. Uhlig 2004, 263.

⁵⁷ So schon Ewert 1994, 315: „Vor diesem Hintergrund gewinnen die ästhetischen Reflexionen eine unmittelbar politische Dimension.“

⁵⁸ Vgl. AA IX, 32: „Einen platteren Widerspruch giebt es nicht.“

Wie mag es aber wohl kommen, daß man heutiges Tages zu solchen Widersprüchen seine Zuflucht nimmt?“

⁵⁹ Vgl. ebd.: „Ein Mensch kann dem andern nicht gebieten, was er *thun* soll, als in sofern dieser es für gut findet, sich befehlen zu lassen; wie viel widerrechtlicher also, wenn jemand gebieten will, was man glauben soll, und denen, die das Gebotene nicht glauben

des Kölner Gegenwartslebens ein Reflex auf die Dombegehung zurück, die ja „im tiefen Dunkel“ stattfand (ebd., 23). Hatte Winckelmann die Höchstleistungen der griechischen Kunst auch von den geografischen und klimatischen Gegebenheiten des Mittelmeerraums abgeleitet, so findet sich in Köln geradezu die Parodie dazu, nämlich die fehlende „Einwirkung eines milden Himmelsstriches“.⁶⁰ Auch deshalb gerät die „berühmte“ Kreuzigung Petri, immerhin von Rubens, bei der Besichtigung in Köln in ein schiefes Licht: „sehr verzeichnet“. Forster spricht von dieser Darstellung der Kreuzigung als von einem „ekelhaften“ Gegenstand und zweifelt daran, dass hier „ein ästhetisches Gefühl“ zugange gewesen sei. Der Ausruf „Hilf Himmel“ verweist natürlich noch einmal zurück auf den schon erwähnten Kölner Mangel, aber auch voraus auf den folgenden Abschnitt: „Welch ein himmelweiter Unterschied zwischen Kölln und diesem netten, reinlichen, wohlhabenden Düsseldorf!“ Düsseldorf nämlich „erheitert“ den Betrachter, denn es ist eine „wohlgebaute Stadt“ (ebd., 35), während der „Bau“ des Doms (ebd., 23) den Besucher erschüttert hat. Die gehäuften Ausrufezeichen beim Vergleich von Köln und Düsseldorf sind mehr als nur markant; diese menschlich heitere Art der Betroffenheit steht in krassem Gegensatz zum bedrückenden „Eindruck des Großen in der gotischen Bauart“ des Domes, der „manches schaurige Bild der Vorzeit“ im Inneren des Betrachters aufkeimen lässt (ebd., 24).

IV Angenähert

Herders Vorstellungen von bildender Kunst sind so sehr aus ihren anthropologischen Bedingungen gespeist, dass sie nur in menschenaffinen Formen akzeptabel sind. Baukunst, gar eine solche wie die Gotik, die sich darüber zu erheben trachtet, wird nicht als Leistung eines Individuums wahrgenommen, also so gut wie gar nicht.

Goethes früher Eindruck der Gotik bleibt ganz dem Genie ihres Erfinders verhaftet. Vor der Folie der antiken Kunst fällt die Gotik dann der Verges-

können oder nicht glauben wollen, die Rechte schmälert, die ein Mensch dem andern nicht nehmen darf, die ein Bürger dem andern garantirt!“

⁶⁰ Ebd., 34: „Warum herrscht zum Beispiel in Kölln ein schwarzgallicher Fanaticismus in der Andacht, in Rom hingegen Lichtsinn und heitere Freude? [...] In Italien entwickelt schon allein das Klima den gesunden Menschenverstand“.

senheit anheim, wird von der Antike überlagert und gerät sogar zum Feindbild, wenn sie sich mit dem verhassten Romantischen zu verschwistern scheint. Erst der späte, distanzierte Blick erlaubt eine langsame Korrektur dieser Maßstäbe, die dann auf die eigenen Anfänge zurückprojiziert werden. Goethe steht immer davor, immer sieht oder beschreibt er das Straßburger Münster oder den Kölner Dom von *aufßen*, auch noch im Rückblick aus *Dichtung und Wahrheit*.

Forster hingegen geht in den Kölner Dom hinein. Dadurch entsteht ein ganz anderes Beleuchtungsverhältnis, nämlich das der „Dunkelheit“ bis hin zur als entsetzlich imaginierten Vorstellung, in diesem Bau eine „Nacht“, noch dazu „einsam“, verbringen zu müssen (ebd.). Forsters Blick ist immer ein Blick von und nach *innen*, ja sein gesamter Dombesuch wird in diesen Rahmen gespannt: „Wir gingen in den Dom und blieben darin“ (ebd., 23) – „Ich eilte mit ihm hinaus ins Freye“ (ebd., 24), so sehr, dass dieses Spannungsverhältnis von innen und außen seine gesamte Wahrnehmung lenkt. Diese Wahrnehmung des gotischen Bauwerks ist durch eine Annäherung in Analogien bestimmt, die schon dadurch kundgibt, dass sie nicht daran glaubt, dem Betrachtungsobjekt wirklich gerecht zu werden. Die erste Analogie ist die des Waldes, die mit Technik und Begriffen des Vergleichs nicht nur überschwänglich arbeitet, sondern sogar darin „schwelgt“ (ebd.). Die „Natur“ wird damit zum Maßstab erhoben, im Wissen, dass religiöse Kunst daran nicht zu messen ist, man denke an Rubens' Kreuzigung, die Forster so kommentiert: „Sind das Gegenstände, die eine Abbildung verdienen? Gegenstände, die ich in der Natur nicht sehen möchte!“ (Ebd., 34) Die zweite Analogie ist die verdoppelte Wahrnehmung „gleichsam im Widerschein“ Ifflands, also eines eingestimmten anderen Menschen; „in diesem klaren Anschauen“ funktioniert Wahrnehmung „noch einmal“, aber nicht als bloße Wiederholung, sondern als Erzeugung wirkungsmächtiger Bilder, sei es nun als „manches schaurige Bild der Vorzeit“ oder seien es die „neuen Bildschöpfungen“. Beides greift mit Entsetzen und Grauen – es steht wirklich beides so da – tief in die betrachtende „Seele“.⁶¹

⁶¹ Ebd., 24: „Gewiß entsetzest Du Dich schon vor dem bloßen Gedanken, wie ihm selbst davor graute.“

Literaturverzeichnis

Borger, Hugo (Hrsg.): *Der Kölner Dom im Jahrhundert einer Vollendung. Essays zur Ausstellung der Historischen Museen in der Joseph-Haubrich Kunsthalle*, Köln 1980.

Décultot, Elisabeth: „Voll trefflicher Gegensätze ...; aber ...‘. Herders Auseinandersetzung mit Winckelmann Schriften zur Kunst“, in: *Herder und die Künste. Ästhetik, Kunsttheorie, Kunstgeschichte*, hrsg. v. dies. u. Gerhard Lauer, Heidelberg 2013 (= Beihefte zum *Euphorion* 72), 81-99.

Ewert, Michael: „Ästhetische Erfahrung als schöpferischer Widerspruch. Zu Georg Forsters Essay *Über die Humanität des Künstlers*“, in: *Georg Forster in interdisziplinärer Perspektive*, hrsg. v. Claus-Volker Klenke, Berlin 1994, 307-316.

Fischer, Rotraut: *Reisen als Erfahrungskunst. Georg Forsters Ansichten vom Niederrhein. Die „Wahrheit“ in den „Bildern des Wirklichen“*, Frankfurt am Main 1990 (= athenäums monografien Literaturwissenschaft 94), 126-138.

Goethe, Johann Wolfgang v.: *Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen*, Weimar 1887-1919.

Herder, Johann Gottfried: *Werke in zehn Bänden*, hrsg. v. Günter Arnold u. a., Frankfurt am Main 1993.

Herder, Johann Gottfried: *Von Deutscher Art und Kunst. Einige fliegende Blätter*, Hamburg 1773.

Hinz, Berthold: „Kunst-Ansichten vom Niederrhein - insbesondere zum Kölner Dom und flammändischen Machwerk“, in: GFS V (2000), 79-84.

Hoorn, Tanja van: „Zwischen Humanität und Kunstkritik: Georg Forsters Kunstanansichten“, in: GFS V (2000), 103-126.

Kremer, Detlef: „Von deutscher Baukunst“, in: *Goethe-Handbuch in vier Bänden*, hrsg. v. Bernd Witte u.a., Stuttgart, Weimar 1997, Bd. 3, 564.

Maisak, Petra: „*Im Bildersaal*“. *Goethe und die Sammlung Boisserée in Heidelberg*, Marbach a. N. 2000 (= Spuren 35).

Niehr, Klaus: *Gotikbilder – Gotiktheorien. Studien zur Wahrnehmung und Erforschung mittelalterlicher Architektur in Deutschland zwischen ca. 1750 und 1850*, Berlin 1999.

Osterkamp, Ernst: „Das erhebende Gefühl des Siegs einer großen schönen Sache über die Vorurteile“, in: *Wiederholte Spiegelungen. Weimarer Klassik 1749-1832. Katalog der ständigen Ausstellung des Goethe-Nationalmuseums*, hrsg. v. Gerhard Schuster u. Caroline Gille, München, Wien 1999, Bd. 2, 449-458.

Steiner, Gerhard: „Unmittelbare Gegenwart der beseelten Natur. Georg Forster und der Schauspieler Iffland“, in: *Der Weltumsegler und seine Freunde – Georg Forster als gesellschaftlicher Schriftsteller der Goethezeit*, hrsg. v. Detlef Rasmussen, Tübingen 1988, 101-115.

Sulzer, Johann Georg: *Allgemeine Theorie der schönen Künste in einzeln, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter auf einander folgenden, Artikeln abgehandelt*, Leipzig 1792, Zweyter Theil.

Uhlig, Ludwig: „Die Humanität des Künstlers. Georg Forsters Genieästhetik im zeitgenössischen Kontext“, in: *Wahrnehmung – Konstruktion – Text. Bilder des Wirklichen im Werk Georg Forsters*, hrsg. v. Jörn Garber, Tübingen 2000 (= Hallesche Beiträge zur Europäischen Aufklärung 12), 43-59.

Uhlig, Ludwig: *Georg Forster. Lebensabenteuer eines gelehrten Weltbürgers (1754-1794)*, Göttingen 2004.

Zeuch, Ulrike: „Die Umkehr der Sinneshierarchie in Johann Gottfried Herdes „Plastik““, in: *Herder und die Künste: Ästhetik, Kunsttheorie, Kunstgeschichte*, hrsg. v. Elisabeth Decultot u. Gerhard Lauer, Heidelberg 2013, 179-192.

Christine Eickenboom

Rezension

Christiane Weller: *Das fremde Ich. Begegnungen im pazifisch-australischen Raum* (Transpositionen: Australische Studien zur deutschen Literatur, Philosophie und Kultur. Band 6). St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag, 2015. 441 Seiten.
ISBN 978-3-86110-550-3. 48,00 €.

Christiane Weller verfolgt in ihrer literaturwissenschaftlichen Studie *Das fremde Ich. Begegnungen im pazifisch-australischen Raum* das Ziel, Reisebeschreibungen des ausgehenden 18. Jahrhunderts bis zum frühen 20. Jahrhundert aus einer psychoanalytischen Perspektive heraus auf die sich in ihnen abzeichnende Identitäts- und Subjektkonzeption hin zu analysieren. Das von Claude Lévi-Strauss als ‚zweifaches Paradox‘ benannte Phänomen, nämlich die notwendige Ergründung des ‚Selbst‘ als Voraussetzung des Zugangs zum ‚Anderen‘, liefert Weller die Basis für ihre Studie, auf der die Analyse der einzelnen Reisebeschreibungen erfolgt. Entsprechend richtet sie ihren Blick nicht auf die Schilderung der Reise als solche, sondern auf Hinweise zur Fiktionalisierung des Selbst, die der Reisende vornimmt, bzw. auf die Position, die er dem Fremden, Anderen gegenüber einnimmt.

Die Untersuchung teilt sich auf in eine theoretische Einführung und vier Hauptteile, die der Analyse der zu untersuchenden Reisebeschreibungen gewidmet sind. Die theoretische Einführung (Kapitel 1) zeichnet dabei den Weg vor, den Christiane Weller im Verlauf ihrer Studie verfolgen wird: Vor allem durch die Verbindung der psychoanalytischen Überlegungen Sigmund Freuds und Jaques Lacans mit der ethnologischen Forschung Claude Lévi-Strauss‘ und Mario Erdheims soll die literaturwissenschaftliche Untersuchung die jeweilige Identitätsbildung offenlegen. Ge-

stützt wird dieses theoretische Konzept durch die philosophischen Ansätze Edmund Husserls und Michel Foucaults, die soziologischen Überlegungen Georg Simmels sowie die Ausführungen Urs Bitterlis zur Fremdbegegnung, die alle den Fokus in der Begegnung auf den Reisenden selbst lenken. Die Erkenntnis, dass das ‚Fremdverstehen‘ eine Begegnung und Erforschung gerade mit dem Selbst bedeute, in dem das Fremde sich als Teil des Selbst im Unterbewussten manifestiert, ist für Weller wesentlich in der Betrachtung der schriftlichen Reisezeugnisse.

Die Kapitel 2 bis 4 beinhalten Einzelanalysen zu Georg Forsters *Reise um die Welt*, Adelbert von Chamissos *Reise um die Welt* und Friedrich Gerstäckers *Reisen*, in den ersten beiden Fällen flankiert von schriftlichen Zeugnissen ihrer Mitreisenden. In allen drei Beispielen erhält der Leser vorab ausführliche Informationen über den jeweils historischen und persönlichen Kontext, in den der Autor einzuordnen ist. Die Auswahl der Bezugspunkte zum Reisenden, die die Untersuchung lenken, geht aus den Überschriften der Abschnitte in den Kapiteln hervor. Sie variieren zwar von Textbeispiel zu Textbeispiel, orientieren sich aber immer an der Fragestellung und sind den jeweiligen Reiseumständen geschuldet. Im fünften Kapitel greift Weller den kolonialhistorischen Kontext und damit entsprechend Fragestellungen zur Bedeutung der kolonialen Entwicklung auf die Persönlichkeitsentwicklung des Einzelnen auf.

Die Analyse des ersten Textes, Georg Forsters *Reise um die Welt*, nimmt den größten Raum der Studie ein. Christiane Weller identifiziert sowohl die Mannschaft des Schiffes, das Schiff selbst, seine Ausrüstung und auch mitreisende Verhaltensweisen als „verstörende Reisebegleiter“ (68), da sie sich im Verlauf der Reise zu „nahen Fremden“ (82) entwickeln, nach wie vor zur eigenen Gesellschaft gehörend, aber fremd geworden durch die Bedrohlichkeit ihres Auftretens und Verhaltens. Weller sieht Forster als ethnologischen Beobachter seiner Begleiter, der auf Grund seiner Jugend Orientierungsmuster benötigt, die er zunächst im – für ihn verstörenden – Verhalten seines Vaters und James Cooks nicht findet. Durch eine vergleichende Analyse der Aufzeichnungen insbesondere Johann Reinhold Forsters, Cooks und der Offiziere Elliott und Pickersgill mit den Aufzeichnungen Georg Forsters gelingt es Weller darzulegen, welche Strategien dieser anwendet, um dennoch Vater und Kapitän als Autoritäten während der gesamten Reise weiterhin anerkennen zu können. Vor allem die Weige-

rung des jungen Forster, als verstörend empfundene Ereignisse zu versprachlichen und ihnen dadurch im Bericht eine Existenz zu geben (dass sie dennoch stattgefunden haben, beweisen die Aufzeichnungen der übrigen Reisenden, insbesondere des Vater und Cooks selbst) sowie abweichende Darstellungen charakterlicher Eigenschaften sind hier zu nennen. Während Georg Forster beispielsweise Cooks Geduld und Einfühlung bezogen auf Mannschaft und Indigene hervorhebe, seien in Aufzeichnungen anderer Mitreisender dagegen gerade dessen Unbeherrschtheit und Gewalttätigkeit herauszulesen.

Auch in Chamissos Reisebeschreibung wählt die Autorin Situationen aus, die sich innerhalb der Gruppe der Reisenden, hier als „Mitreisende Freunde und Kontrahenten“ (178) vorgestellt, zugetragen haben. Die Analyse erfolgt durch die Gegenüberstellung des Textes von Chamisso mit dem seines Kapitäns Otto von Kotzebue. Insbesondere Chamissos immer wiederkehrende Bezüge zur eigenen Kindheit und Militärzeit, die sich aus der Begegnungen mit Mitreisenden entwickeln, rücken dabei in den Fokus. So habe Chamisso sich zu von Kotzebue immer in einer kindlichen Stellung positioniert, nämlich entweder auf der Suche nach Autorität oder nach Freundschaft. Die Kindlichkeit des Blickes sei dabei eine bewusst gewählte Perspektive Chamissos gewesen, mit der er – auch den Pazifikbewohnern gegenüber – Unvoreingenommenheit und ehrliche Begeisterung in der Begegnung gesucht habe. Chamissos Subjektkonzeption als Ergebnis insbesondere seiner mit dem Ende der Adoleszenz vergleichbaren Entwicklung während der Reise lasse sich, so Weller, durch die in der Abgrenzung zu den Mitreisenden entstehenden Melancholie oder der Verarbeitung seiner Militärzeit durch intensive Träume als Positionen der Suche nach möglichen Konfliktlösungen erkennen. Während Forster sezierend begutachte, nehme Chamisso eine „subjektive, emphatische Besucherrolle“ (202) ein. Als Ergebnis offenbare die Analyse einen „radikalen Subjektivismus“ in Chamissos Reisebeschreibung, in dem „[d]ie Betrachtung des ethnisch Fremden und des Fremden im Ich [...] qualitativ nicht mehr zu unterscheiden“ sei (259).

Friedrich Gerstäckers Reisebericht eröffnet schließlich einen völlig anderen Blick auf die leitende Fragestellung. Anders als in den bisher untersuchten Textbeispielen sei Gerstäckers Ziel von Beginn an nicht gewesen, die bereiste Welt zu verstehen. Stattdessen habe er versucht, sich selbst

einen Rahmen zu geben. Im Fall Gerstäckers werde die Selbstsetzung vor allem am Beispiel der Sprache deutlich, die ihn als „ironisch, kräftig, männlich, selbstbewusst“ (313) kennzeichne. Stereotypes Denken bestimme die Dialoge im Text, was sich auch in Darstellung und sprachlicher Wiedergabe der übrigen Figuren zeige. So spreche der Indigene „kindlich, freundlich und mit vielen Fehlern, der Seemann mürrisch-lakonisch unter vielen Flüchen“ (ebd.). Nicht der Inhalt der Dialoge ist entscheidend, sondern die Art, wie die Äußerungen vorgebracht werden. In diesem Kapitel wird stärker als in den vorangehenden die Wahrnehmung der indigenen Bevölkerung durch den Reisenden fokussiert, was dem Umstand geschuldet sein dürfte, dass Gerstäcker keine Mitreisenden im engeren Sinne hatte bzw. sich offenbar gut von diesen abgrenzen konnte. Die Ablehnung, die er anderen Reisenden häufig entgegenbrachte, sieht Weller im Sinne Lacans in der Verbindung der Subjektkonzeption mit dem Körperbild begründet. Indem Gerstäcker die physischen wie psychischen Schwächen oder vermeintlichen Mängel der Anderen ablehnt, kann er sie als Ergebnis einer dialektischen Auseinandersetzung für sich selbst ausschließen.

Schließlich zeichnet Christiane Weller in ihrem 5. Kapitel den Verlust der Identität des Einzelnen durch das Aufgehen in der fremden Kolonialmacht nach. Diese Beobachtung basiert auf der Analyse eines Konglomerats von Texten, das als Gesamtheit befragt wird, so unter anderem z.B. Otto Finschs *Samoafahrten*, Otto E. Ehlers *Perle der Südsee*, Stefan von Kotzes *Aus Papuas Kulturmorgen* und *Australische Skizzen* oder Hugo Zöllers *Rund um die Erde*. Die in diesen Texten erkennbar werdende Gefahr des Identitätsverlusts durch die Kolonialentwicklung deute sich beispielsweise durch den Verlust der deutschen Sprache oder deutscher Eigenheiten durch Anpassung an. Der Kannibalismus spielt außerdem eine bedeutende Rolle, und zwar insofern, als er zum einen das Aufgehen im Anderen durch den kannibalistischen Akt selbst bedeute. Zum anderen könne der im Zeichen des Kolonialismus Reisende eigene kannibalistische Träume, die nach Freud Bestandteil der fröhkindlichen oralen Phase und hier unter anderem Zeichen „einer Absolutsetzung des Eigenen“ (375) seien, im direkten Gegenüber des tatsächlich erfolgenden Kannibalismus als absoluten Macht- und Herrschaftsanspruch beleben. Dieser Anspruch führe ebenso wie der praktizierte Kannibalismus zu einer Auflösung der

Grenzen des Anderen mit dem Ziel der völligen Machtausübung über diesen.

Christiane Weller bietet dem Leser in ihrer Untersuchung eine beeindruckende Breite fundierten theoretischen Wissens zur Offenlegung von Mechanismen der Identitäts- und Subjektkonzeption. Dieses Wissen wird geschickt aufeinander aufgebaut und sich ergänzend angeordnet, wodurch die Argumentation zu jeder Zeit nachvollzogen werden kann. Insbesondere die Erweiterung des Untersuchungsfeldes der Persönlichkeitsentwicklung aus der klassischen Gegenüberstellung von Identität und Alterität heraus um den Blick auf den „Nahen Fremden“ und die in der psychoanalytischen Betrachtung nachvollziehbaren Konsequenzen dieser Begegnung sind hervorzuheben, da sie die Anwendung dieses Konzeptes aus der interkulturellen Begegnung lösen und auf jede Art von Begegnungen zu lassen.

Heiko Ullrich

Rezension

Julian Drews, Ottmar Ette, Tobias Kraft, Barbara Schneider-Kempf u. Jutta Weber (Hrsg.): *Forster – Humboldt – Chamisso. Weltreisende im Spannungsfeld der Kulturen* (Chamisso-Studien 2). Göttingen: V&R unipress, 2017. 432 Seiten mit 44 Abbildungen. ISBN: 978-3-8471-0751-4. 50,00 €.

Eine Tagung zu Forster, Humboldt und Chamisso birgt insbesondere für die Erforschung des erst- und letztgenannten Autors großes Potenzial: Zum einen geraten direkte Abhängigkeiten der Weltreisenden voneinander sowie gemeinsame Traditionen in den Blick, der zudem für die wesentlichen Unterschiede zwischen den drei Weltreisenden geschärft wird, zum anderen profitieren Chamisso und noch stärker Forster von der überragenden Popularität Humboldts – zumal im vorliegenden Fall offenbar angedacht wurde, den Glanz des großen Humboldt gleichmäßig auf Georg und seinen Vater Johann Reinhold Forster fallen zu lassen. Dass der letztere durch zwei Beiträge (von Jana Kittelmann und Michael Ewert) auf den ersten Blick ebenso prominent vertreten ist wie sein ungleich bekannterer Sohn, mit dessen Werk sich Dorit Müller und Stephan Zandt auseinandersetzen, wird zwar durch den abschließenden Essay Ottmar Ettes etwas konterkariert, da dieser wie selbstverständlich wieder allein Georg Forster neben Humboldt und Chamisso stellt; entscheidender erscheint jedoch die Marginalisierung von Vater und Sohn Forster innerhalb des Bandes: Von insgesamt 24 Beiträgen befassen sich die genannten fünf (auch) mit einem der beiden, während der Untersuchung Humboldts 13 und der Chamissos immerhin elf Aufsätze ganz oder teilweise gewidmet sind. Besonders krass schlägt sich dieser Umstand in der Tatsache nieder, dass der neben Ettes abschließendem Essay zweite rahmende Text, Walter

Erhards als „Einstieg“ konzipierter Beitrag, Forster im Titel („Chamisso Weltreise und Humboldts Schatten“) gar nicht erst nennt und im Haupttext nach einer halben Seite quasi als *persona non grata* aus der Reihe der ‚eigentlich‘ interessierenden Humboldt und Chamisso verbannt. Dieser Befund mag nun für die Georg-Forster-Gesellschaft e.V. etwas betrüblich sein, spiegelt aber letztlich einfach die derzeit nun einmal so gelagerten Interessen der akademischen Gemeinschaft wider; dass die jeweils zwei Beiträge zu Johann Reinhold und zu Georg Forster im Rahmen der intensiv geförderten Veranstaltung und Publikation positioniert werden konnten, muss daher in jedem Fall als Gewinn verbucht werden.

Bedauerlicher ist die Erkenntnis, dass Forster von den durch eine so konzipierte Tagung doch offensichtlich erhofften Synergieeffekten nur in bescheidenem Maße profitieren kann: Abgesehen von Ettes Überblick versuchen lediglich Dorit Müller durch einen Vergleich zwischen Georg Forster und Chamisso sowie Julian Drews, der die Darstellung von Gefahrensituationen bei Humboldt untersucht und dabei *en passant* auch auf Georg Forster zu sprechen kommt (101), einen fruchtbaren Brückenschlag zu den beiden anderen Autoren herzustellen, sodass Müllers engagierter Hinweis auf die Bedeutung gerade des Vergleichens als programmatische Erkenntniskategorie für alle drei Naturforscher wie das vielzitierte Rufen im Walde erscheint. So ist es leider symptomatisch für die Ausrichtung des Tagungsbandes, dass es etwa Dominik Erdmann gelingt, in seinem Aufsatz zu „Humboldts Journal der Englandreise“ gerade einmal an vier Stellen auf Forster zu verweisen (davon entfallen noch jeweils ein Verweis auf ein Humboldt-Zitat und auf eines aus der Sekundärliteratur). Vor diesem Hintergrund mag es aus Sicht der Forster-Forschung fast beruhigen, dass auch vergleichende Untersuchungen zwischen dem Zugpferd der Tagung und ihrem Namensgeber eher Mangelware bleiben – letztlich ist hier lediglich der Beitrag Johannes Görberts zu nennen, der mit der Analyse eines von Chamisso auf der Grundlage eines Humboldt-schen Reiseberichtes verfassten Gedichts auch durch die interpretierte Textart eine Erweiterung (und Bereicherung) des ja doch überwiegend von Literaturwissenschaftlern bestrittenen Kongresses vornimmt, was in Brigitte Hoppes Aufsatz über die beiden Erzähler Chamisso und Martius eine bescheidene Fortsetzung findet. Dennoch profitieren die an Humboldt und Chamisso interessierten Forschenden nicht zuletzt von zahlrei-

chen Beiträgen, in denen die Interaktion der beiden späteren Weltreisenden mit sonst wenig(er) bekannten Naturwissenschaftlern wie Meyen, Tschudi oder Klaproth, aber auch mit Goethe untersucht werden – auch wenn die Beiträge von Gabrielle Bersier und Kristina Skåden sich hier inhaltlich etwas unglücklich überschneiden.

Insgesamt bietet der Sammelband so einen interessanten Einblick in eine junge, dynamische Forschungslandschaft, in der die unvermeidbaren Extreme der Konzentration auf wenige kanonische Texte auf der einen und der Verirrung in relativ abseitige Verästelungen der breiten Gesamtwerke auf der anderen Seite langsam zu kohärenten Deutungsansätzen zusammenzuwachsen beginnen: Gerade die im Tagungsband zur letzten Chamissokonferenz stark vertretenen und dort häufig etwas uninspiriert wirkenden Beiträge mit editionsphilologischem Schwerpunkt sind nun auch stärker interpretatorisch ausgerichtet, wenn auch einzelnen Aufsätzen nach wie vor – möglicherweise infolge einer (dann allerdings offenbar nicht konsequent durchgehaltenen) Beschränkung des Umfangs für die einzelnen Beiträge – der Charakter einer reinen Vorstudie zu weiterführenden Überlegungen anhaftet. Dies muss freilich kein Nachteil sein und vermittelt zusammen mit dem die Tagungsergebnisse gleichsam überwölbenden Essay Ettes den Eindruck eines offenen Forschungsfeldes, das neben zahlreichen Anknüpfungspunkten inzwischen auch verlässliche Leitlinien sowohl bei der inhaltlichen Schwerpunktsetzung als auch im Bereich des systematischen und methodischen Zugriffs erkennen lässt. Insofern sollte der Band sein wohl vorrangiges Ziel einer Initiierung weiterer wissenschaftlicher Innovationen bei der akademischen Auseinandersetzung mit dem Werk Humboldts und Chamissos in der vorliegenden Form durchaus erreichen und der extrinsischen Motivation durch die großzügige finanzielle Förderung von Forschungsvorhaben aus diesem Bereich eine intrinsische an die Seite stellen können.

Was bleibt nun für Johann Reinhold und Georg Forster? Jana Kittelmann fordert in ihrer Analyse verschiedener Briefzeugnisse Johann Reinhold Forsters nicht nur eingangs nachdrücklich eine intensivere Beschäftigung mit dieser heute weitgehend in Vergessenheit geratenen Zentralfigur in der Wissenschaftsgeschichte des späten 18. Jahrhunderts ein, sondern kann die Berechtigung dieser Forderung auch plausibilisieren, indem sie die vielfältigen Funktionen dieser Briefe im akademischen Informations-

austausch sowie bei der Popularisierung und Vermarktung der Forschungsergebnisse aufzeigt. Johann Reinhold Forsters Briefe erweisen sich ihrer Analyse zufolge „als komplexer und vielfältiger Wissensspeicher und Erkenntnisraum“ (57), ob diese nun zur Informationsbeschaffung durch Anfragen bei vor Ort befindlichen Missionaren, zur Begleitung des Transfers spektakulärer Exponate an adlige Mäzene oder zum fachlichen wie sozialen Austausch mit Kollegen eingesetzt werden. Michael Ewert präsentiert mit den *Observations* den vielleicht (relativ noch) bekanntesten Text Johann Reinhold Forsters, indem er diesen in seinem sehr kurzen Aufsatz zunächst gliedert, um den strukturellen Aufbau wie den geistesgeschichtlichen Hintergrund der Abhandlung von 1778 darzulegen. Neben – und in engem Zusammenhang mit – der Einordnung in die wissenschaftlichen Diskurse der Zeit und insbesondere der Betonung ihrer Aktualität vor dem Hintergrund postkolonialer Theoriebildung stellt die Hervorhebung des offenen und prozesshaften Charakters von Johann Reinhold Forsters *Bemerkungen* zu Recht einen Schwerpunkt des Aufsatzes dar, der aufgrund seines globalen Ansatzes abgesehen von der wichtigen Deutung des Titels *Observations* bzw. *Bemerkungen* wenig Arbeit am Text selbst bietet, während Kittelmann umfangreich aus den (freilich auch bislang ungedruckten) Briefen zitiert, wobei diese Zitate trotz eines Umfangs von bis zu zwanzig (!) Zeilen anders als in allen anderen Beiträgen des Bandes seltsamerweise nicht als eingerückte Blockzitate erscheinen. Dorit Müller geht in einem stringent und differenzierend argumentierenden Beitrag auf die Bedeutung des Vergleichs als Methode des Erkenntnisgewinns wie der Darstellungspraxis bei Georg Forster und Chamisso ein und kann in der Gegenüberstellung vorbildhaft die verbindenden Traditionslinien wie den Neuansatz Chamissons herausarbeiten. Lediglich die Deutung der Vergil-Zitate Forsters als Verweis auf „den traditionsreichen Vanitas-Topos“ – ausgerechnet auf den Gründer des für Vergil auf ewigen Bestand angelegten Imperium Romanum angewendet – bzw. auf „den Topos der göttlichen oder schicksalhaften Bestrafung von *curiositas*“ – als Vorwurf ausgerechnet gegen den sich sklavisch an jeden göttlichen Befehl haltenden Aeneas gerichtet – (82) lässt dem Altphilologen die Haare zu Berge stehen; und dass dieser Unsinn nach Ausweis der betreffenden Fußnote unkritisch aus der Dissertation Johannes Görberts abgeschrieben worden ist, macht die Sache nicht besser. Die entscheidenden Unterschiede in der

Anwendung der vergleichenden Methoden durch Georg Forster und Chamisso dagegen werden zugleich exakt und umfassend bestimmt sowie übersichtlich dargestellt; ein kurzes zusammenfassendes Kapitel im Anschluss an die beiden jeweils einem der beiden Autoren gewidmeten Abschnitt hätte dem Aufsatz wohl noch mehr Prägnanz verleihen können. Mit dem *Leckereyen*-Essay Georg Forsters setzt sich Stephan Zandt auseinander, indem er die Genese des Textes in Auseinandersetzung mit der Vorlage des Schweden Bengt Bergius nachzeichnet, das Projekt im Epochenkontext der Aufklärung sowie dem Gattungskontext des Essays vertreibt und abschließend die Öffnung des ständischen Luxuskonzepts in Richtung auf eine koloniale Dimension durch Forster nachweist. Dass Zandt sich dabei ausführlich und dankbar auf die Ergebnisse der vorgängigen (überschaubaren) Forschung zu Forsters *Leckereyen* stützt, ist eher eine Stärke als eine Schwäche des nicht übermäßig innovativen, aber inhaltlich sehr solide aufgebauten Aufsatzes; dennoch stellt die Lektüre gerade dieses Beitrags für den bemühten Lesenden ein fortwährendes Ärgernis dar.

Das liegt zum einen daran, dass Zandt gerne mit Infinitivkonstruktionen operiert, die Feinheiten der Zeichensetzung bei der Abgrenzung derselben von übergeordneten syntaktischen Konstruktionen aber anscheinend nicht beherrscht, was die Aufnahme der im Text enthaltenen Informationen teils erheblich erschwert. In diesem Zusammenhang muss freilich auch auf das offensichtliche Fehlen eines Lektorats für den Band hingewiesen werden, das sprachliche Schwächen der einzelnen Autoren brutal aufdeckt: Was bei Zandt weitgehend die Infinitivkonstruktionen betrifft, stellt sich in Aufsätzen wie dem Monika Srolls auf der Ebene zahlreicher nicht durch Kommatum vom Hauptsatz abgetrennter Nebensätze dar; hier tragen die (immerhin fünf) Herausgeber (zu denen Sroll fatalerweise selbst gehört) und der Verlag inzwischen eine Verantwortung für die Autoren, der eindeutig nur sehr unzureichend nachgekommen worden ist. Im Fall Zandts kommt zu seiner Schwäche im Bereich der Zeichensetzung erschwerend eine stark umgangssprachlich gefärbte Ausdrucksweise sowie die Neigung zur Ellipse des Prädikats hinzu, die grob geschätzt jeden dritten oder vierten Satz betrifft und erkennbar nicht als Stilmittel eingesetzt ist, sondern die Verortung des Autors in der bildungsfernen Jugend-

sprache der Gegenwart dokumentiert – auch hier hätte ein gewissenhaftes Lektorat dringend einschreiten müssen.

Resümierend ist dennoch festzuhalten, dass sich die „Chamisso-Studien“ mit dem zweiten Band auf einem guten Weg befinden; zumal im Vergleich mit der Vorgängerpublikation lässt sich trotz der thematischen Weitung eine inhaltliche Straffung feststellen, wobei die Zusammenführung von Chamisso-, Humboldt- und Forster-Forschung durchaus inspirierende Wirkung gezeigt haben mag. Gerade die Aufsätze von Müller oder Görbert zeigen zudem, wie der Vergleich zwischen den drei Autoren auch auf inhaltlicher Ebene fruchtbar gemacht werden kann, zudem ist allen Beiträgen ein geschärftes Bewusstsein für die Notwendigkeit einer historischen (und teilweise auch literarhistorischen und gattungstypologischen) Kontextualisierung eigen, das es ermöglichen sollte, in weiteren Forschungen mühelos an die erarbeiteten und präsentierten Ergebnisse anzuknüpfen. Man darf gespannt sein, wie die Ausrichtung der Internationalen Chamissokonferenz, deren dritte Auflage der vorliegende Tagungsband dokumentiert, sich weiter entwickeln und ob möglicherweise die aus literaturwissenschaftlicher Sicht überfällige Hinwendung zur bislang eher vernachlässigten Lyrik etwas entschiedener vollzogen werden wird – dann freilich leider unter Ausschluss Johann Reinhold wie Georg Forsters. Für die Georg-Forster-Gesellschaft und die Forster-Forschung kann als Anregung aus der Tagung vielleicht eine stärkere Einbeziehung auch Johann Reinhold Forsters in das eigene Programm mitgenommen werden, wozu auch die geplante Forsteriana-Datenbank einen Beitrag leisten könnte; darüber hinaus wäre es vielleicht zweckmäßig, das Verhältnis Georg Forsters zu einzelnen prominenten Zeitgenossen gelegentlich in Analogie zur Chamissokonferenz offiziell zum Schwerpunkt eines Forster-Kolloquiums zu erklären.

Neue Literatur zu Georg Forster 2015/2016

Bach, Thomas: „Anthropologische Perspektiven der Philosophie. Zum Paradigma der ‚Kulturmorphologie‘ um 1800“, in: *Ereignis Weimar-Jena. Kultur um 1800*, hrsg. v. Olaf Breidbach, Klaus Manger u. Georg Schmidt, Paderborn 2015, 219–235.

CineGraph – Hamburgisches Centrum für Filmforschung e.V. (Hrsg.): „Der Film will vielleicht kein historischer Film sein...‘ Der Forster-Herausgeber Gerhard Steiner über ‚Treffen in Travers“, in: *CineFest [Katalog] Zwischen Revolution und Restauration. Kultur und Politik 1789-1848 im Spiegel des Films*, München 2017, 126f.

Drews, Julian, Ottmar Ette, Tobias Kraft, Barbara Schneider-Kempf u. Jutta Weber (Hrsg.): *Forster – Humboldt – Chamisso. Weltreisende im Spannungsfeld der Kulturen*, Göttingen 2017.

Eickenboom, Christine: „Auch hält man diese Canibalen für so artig daß sie einer hülflosen Frau nichts anhaben werden.‘ Ida Pfeiffer auf Borneo und Sumatra – kolonialer Diskurs als Mittel einer rezipientenorientierten Darstellung?“, in: GFS XX (2015), 161–178.

Ette, Ottmar: „Welterleben/Weiterleben. Zur Vektopie bei Georg Forster, Alexander von Humboldt und Adelbert von Chamisso“, in: *Forster – Humboldt – Chamisso. Weltreisende im Spannungsfeld der Kulturen*, hrsg. v. Julian Dress u.a., Göttingen 2017, 383–428.

Euchner, Maria: „Das Lepra-Gelb der Toten Stunde: Die Farben des Orients in Annemarie Schwarzenbachs journalistischem und fiktionalem Werk“, in: GFS XX (2015), 207–222.

Ewert, Michael: „Aber man fährt wie eine abgeschossene Kanonenkugel über die Erde dahin ...‘ Raum erfahrung und -darstellung in Adelbert von Chamissons Reise um die Welt“, in: GFS XX (2015), 113–128.

Ewert, Michael: „Essay und Aufklärung. Die Essayistik Georg Forsters als Modell einer interkulturellen Wissenschaftsprosa“, in: *Form und Funktion. Festschrift für Angelika Redder zum 65. Geburtstag*, hrsg. v. Arne Krause, Gesa Lehmann, Winfried Thielmann u. Caroline Trautmann, Tübingen 2017, 275-288.

Ewert, Michael: „Johann Reinhold Forsters Erfahrungen und Erkenntnisse als Teilnehmer der zweiten Cook'schen Weltumsegelung“, in: *Forster – Humboldt – Chamisso. Weltreisende im Spannungsfeld der Kulturen*, hrsg. v. Julian Dress u.a., Göttingen 2017, 105-114.

Ewert, Michael: „Johannes Görbert: *Die Vertextung der Welt. Forschungsreisen als Literatur bei Georg Forster, Alexander von Humboldt und Adelbert von Chamisso*. Berlin 2014 [Rezension]“, in: GFS XX (2015), 327-332.

Gerstner, Jan: „Die Verteilung der Arbeit. Tätigkeit und Kultur in der *Reise um die Welt*“, in: GFS XX (2015), 57-73.

Görbert, Johannes u. Helmut Peitsch: „Georg Forsters Positionen zu James Cook. Vom Konkurrenten zum Nachlassverwalter“, in: *Britisch-deutscher Literaturtransfer 1756-1832*, hrsg. v. Lore Knapp und Eike Krons-hage, Berlin 2016, 127-151.

Görbert, Johannes: „Ein Morgen war's, schöner hat ihn schwerlich je ein Dichter beschrieben“. Zur Textgenese von Georg Forsters literarischer Tahiti-Inszenierung“, in: GFS XX (2015), 1-16.

Heinz, Jutta: „Der Weltreisende als Heros der praktischen Urteilskraft. Georg Forsters *Cook der Entdecker*“, in: GFS XX (2015), 17-32.

Jordan, Joachim: „Abenteuercomics in Christian Krachts *Imperium*“, in: GFS XX (2015), 307-322.

Karyekar, Madhuvanti: „Comparative anthropology in travel literature. Georg Forster's *O-Taheiti* (1779)“, in: *Colloquia Germanica* 46, 3 (2013), 211-228.

Kittelmann, Jana: „Epistolare Epistemologie. Johann Reinhold Forsters briefliche Nachlese der Reise um die Welt“, in: *Forster – Humboldt – Chamisso. Weltreisende im Spannungsfeld der Kulturen*, hrsg. v. Julian Dress u.a., Göttingen 2017, 49-60.

Kohl, Karl-Heinz: „Dinge, die verbinden. Ritueller Gabentausch in Situationen des First Contact“, in: *Dingkulturen. Objekte in Literatur, Kunst und Gesellschaft der Vormoderne*, hrsg. v. Anna Mühlherr, Heike Sahm, Monika Schausten u. Bruno Quast, Berlin 2016, 69-82.

Košenina, Alexander: „Goldstein, Jürgen: Georg Forster. Zwischen Freiheit und Naturgewalt [Rezension]“, in: *Zeitschrift für Germanistik* 52, 1 (2016), 161-163.

Krobb, Florian: „Weltreisen im Ballon: Jules Verne und Mark Twain überfliegen Afrika“, in: GFS XX (2015), 179-192.

Leucht, Robert: „Griechische Wilde. Vergleiche zwischen Antike und Neuer Welt, 1752-1821 (Lafitau, Böttiger, Winckelmann, Bougainville, Forster, Chamisso)“, in: *Euphorion* 109, 4 (2015), 375-399.

Maaß, Yvonne: „Von Tierpflanzen und Blumentieren – ein literarisches Eintauchen in das Korallenriff mit Forster, Eschscholtz, Chamisso & Darwin“, in: GFS XX (2015), 33-56.

Mahoney, Dennis F.: „The French Revolution as volcano. Goethe and Georg Forster“, in: *From Goethe to Novalis. Studies in classicism and romanticism. Festschrift for Dennis F. Mahoney in celebration of his sixty-fifth birthday*, hrsg. v. Wolfgang Mieder, New York u.a. 2015, 29-39.

Meyer, Anne-Rose: „Reisen, Globalisierung, Technisierung: In 80 Tagen um die Welt mit Jules Verne und Helge Timmerberg“, in: GFS XX (2015), 275-290.

Meywirth, Anna-Carina: „Neue Literatur zu Georg Forster“, in: GFS XX (2015), 333-337.

Möller, Reinhard M.: „Sakontales Reise oder: ‚Individualitäten vergleichen‘. Ästhetik, Kulturpoetik und weltliterarische Bildung bei Forster, Herder und Friedrich Schlegel“, in: *Komparatistik* (2016), 113-129.

Müller, Dorit: „Am äußersten Meer: G.W. Steller und W.G. Sebald erkunden das Ende der Welt“, in: GFS XX (2015), 255-274.

Müller, Dorit: „Vergleichen als epistemische und ästhetische Praxis bei Georg Forster und Adelbert von Chamisso“, in: *Forster – Humboldt – Chamisso. Weltreisende im Spannungsfeld der Kulturen*, hrsg. v. Julian Dress u.a., Göttingen 2017, 75-92.

Peitsch, Helmut: *Georg Forster. Deutsche ‚Anteilnahme‘ an der europäischen Expansion über die Welt*, Berlin 2017.

Reemtsma, Jan Philipp: „Mord am Strand. Georg Forster auf Tanna und anderswo“, in: *Schriften zur Literatur*, Bd. 1, hrsg. v. dems., München 2015, 299-358.

Richter, Steffen: „Weltreiseverweigerung: Heinrich Seidels *Prosa-Idyllen Leberecht Hühnchen*“, in: GFS XX (2015), 193-206.

Rohde, Carsten: „Empire Revisited. Christian Krachts Poetik der Fremdheit“, in: GFS XX (2015), 291-306.

Schnickmann, Heiko: „Von Ungeheuern und fremden Wesen – Tierbeschreibungen in den Reiseberichten der Frühen Neuzeit“, in: GFS XX (2015), 129-144.

Schreiber, Reinhard: „Lebensgeschichte und Beschreibung der Reisen des Zacharias Taurinius – eine literarische Wiederentdeckung“, in: GFS XX (2015), 145-160.

Schwarz, Thomas: „Samoanische Gastfreundschaft‘. Zum Narrativ der sexuellen Xenophilie im Pazifik“, in: *Limbus. Australian Yearbook of German Literary and Cultural Studies*, Bd. 9 (2016), 43-66.

Ullrich, Heiko: „Forster, Kotzebue und Schlegel in Chamissos *Reise um die Welt*“, in: GFS XX (2015), 75-93.

Ullrich, Heiko: „Uwe Hentschel: *Vom Lieblingsautor zum Außenseiter. Ein Beitrag zur Kanondebatte des 18. Jahrhunderts*, Frankfurt am Main 2015 [Rezension]“, in: GFS XX (2015), 323-326.

Vorpahl, Frank: „Georg Forsters Cascade am Mt. Sparrman. Die Entdeckung der ersten Landschaftsskizze des Naturzeichners der zweiten Cookschen Weltumsegelung“, in: GFS XX (2015), 95-111.

Wachter, David: „Apokalypse und Voodoo. Zur Poetik von H.C. Buchs *Haiti-Romanen*“, in: GFS XX (2015), 239–254.

Weller, Christiane: „Im Blick die Angst – Christoph Ransmayrs *Atlas eines ängstlichen Mannes* mit W.G. Sebalds *Die Ringe des Saturn*“, in: GFS XX (2015), 223–238.

Weller, Christiane: *Das fremde Ich. Begegnungen im pazifisch-australischen Raum*, St. Ingbert 2015.

Wojciechowska, Natalia: „Der Kölner Dom in den Ansichten vom Niederrhein von Georg Forster“, in: *Studia niemcoznawcze*, Warschau 2015, 313–320.

Zandt, Stephan: „Neue Horizonte des Geschmacks. Exotische Genussmittel und sinnliche Aufklärung bei Georg Forster“, in: *Forster – Humboldt – Chamisso. Weltreisende im Spannungsfeld der Kulturen*, hrsg. v. Julian Dress u.a., Göttingen 2017, 125–135.

Verzeichnis der Mitarbeiter/innen der *Georg-Forster-Studien XXI*

Christine Eickenboom, M.A.

Doktorandin der Ruhr-Universität Bochum,

Fachbereich Literaturwissenschaft

Anschrift privat:

Quarzweg 11

65604 Elz

Dr. Michael Ewert

Institut für Deutsch als Fremdsprache

Ludwig-Maximilians-Universität München

Ludwigstr. 27/I, G 115

80539 München

Dr. Rotraut Fischer

Institut für Sprach- und Literaturwissenschaft

TU Darmstadt

Dolivostr. 15

64293 Darmstadt

Agatha Frischmuth

Peter Szondi-Institut für Allgemeine und Vergleichende

Literaturwissenschaft

Freie Universität Berlin

Habelschwerdter Allee 45 (JK 28/221)

14195 Berlin

Prof. Dr. Stefan Greif

Fachbereich 2 – Geistes- und Kulturwissenschaften

Universität Kassel

Kurt-Wolters-Str. 5

34125 Kassel

Anna-Carina Meywirth

Fachbereich 2 – Geistes- und Kulturwissenschaften
Universität Kassel
Kurt-Wolters-Str. 5
34125 Kassel

Joanna Raisbeck

Faculty of Medieval & Modern Languages
41 & 47 Wellington Square
Oxford
OX1 2JF

Prof. Dr. Rolf Selbmann

Department I – Germanistik, Komparatistik, Nordistik, Deutsch als Fremdsprache
Deutsche Philologie
Ludwig-Maximilians-Universität München
Schellingstr. 3 RG
80799 München

Dr. Heiko Ullrich

Germanistisches Seminar
Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg
Hauptstraße 207-209
69117 Heidelberg

Dr. Frank Vorpahl

Zweites Deutsches Fernsehen
HR Kultur und Wissenschaft
Kultur Berlin
10887 Berlin

HERAUSGEBER

Prof. Dr. Stefan Greif

Fachbereich 2 – Geistes- und Kulturwissenschaften
Universität Kassel
Kurt-Wolters-Str. 5
34125 Kassel

Dr. Michael Ewert

Institut für Deutsch als Fremdsprache
Ludwig-Maximilians-Universität München
Ludwigstr. 27/I, G 115
80539 München

Siglenverzeichnis

GFS = *Georg-Forster-Studien*

AA = Georg Forsters Werke. Sämtliche Schriften, Tagebücher, Briefe. Herausgegeben von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Berlin: Akademie Verlag.

AA I: *A Voyage round the World*. Bearb. von R. L. Kahn. 2. Aufl. 1986. 711 S., 4 Tafeln.

AA II: *Reise um die Welt*, 1. Teil, bearb. von Gerhard Steiner, 2. Aufl., Berlin 1989.

AA III: *Reise um die Welt*. 2. Teil, bearb. v. Gerhard Steiner, 2. Aufl., Berlin 1989.

AA IV: *Streitschriften und Fragmente zur Weltreise. Erläuterungen und Register zu Band 1-4*, bearb. von Robert L. Kahn u. a., 2. Aufl., Berlin 1989.

AA V: *Kleine Schriften zur Völker- und Länderkunde*, bearb. v. Horst Fiedler u. a., Berlin 1985.

AA VI.1-2: *Schriften zur Naturkunde*, bearb. v. Klaus-Georg Popp, Berlin 2003.

AA VII: *Kleine Schriften zu Kunst und Literatur. Sakontala*, bearb. v. Gerhard Steiner, 2. unveränderte Aufl., Berlin 1990.

AA VIII: *Kleine Schriften zu Philosophie und Zeitgeschichte*, bearb. v. Siegfried Scheibe, 2. Aufl., Berlin 1991.

AA IX: *Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich im April, Mai und Junius 1790*, bearb. v. Gerhard Steiner, Berlin 1958.

AA X.1: *Revolutionsschriften 1792/93. Reden, administrative Schriftstücke, Zeitungsartikel, politische und diplomatische Korrespondenz, Aufsätze*, bearb. v. Klaus-Georg Popp, Berlin 1990.

AA XI: *Rezensionen*, bearb. v. Horst Fiedler, 2. Aufl., Berlin 1992.

AA XII: *Tagebücher*, bearb. v. Brigitte Leuschner, 2., berichtigte Aufl., Berlin 1993.

AA XIII: *Briefe bis 1783*, bearb. v. Siegfried Scheibe, Berlin 1978.

AA XIV: *Briefe 1784 bis Juni 1787*, bearb. v. Brigitte Leuschner, Berlin 1978.

AA XV: *Briefe Juli 1787-1789*, bearb. v. Horst Fiedler, Berlin 1981.

AA XVI: *Briefe 1790-1791*, bearb. v. Brigitte Leuschner u. Siegfried Scheibe, Berlin 1980.

AA XVII: *Briefe 1792-1794* und Nachträge, bearb. v. Klaus-Georg Popp, Berlin 1989.

AA XVIII: *Briefe an Forster*, bearb. v. Brigitte Leuschner, Berlin 1982.

Die Georg-Forster-Studien XXI vereinigen Beiträge, die während der Tagung *Forster in postkolonialer Perspektive* (Kassel 2015) und im Rahmen der Kooperation mit der Internationalen Herder-Gesellschaft im Verlauf der Konferenz *Herder und die Künste* (Kassel 2016) vorgestellt wurden. Darüber hinaus enthalten sie einen bisher unbekannten Brief Therese Hubers und Georg Forsters an Georgine Heyne sowie aktuelle Rezensionen.

kassel
university
press

ISBN 978-3-7376-0512-0



9 783737 605120 >